00

Der

# Pfarrer Müller

und seine Kinder,

eine

Vaterländische Familiengeschichte.

[Von Joh. Ernst Justus Müller]

Dritter Theil.

Frankfurt und Leipzig
1793.

G. n. 3150

BIBLIO
RE
MONA

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

## Hundert und sechs und siebenzigster Brief.

### Der Pfarrer Müller zu Frankenberg an den Baron von Lilienthal zu Dobberlingen.

Mein Weib hat mir Ihre gütige Einladung, hierher geschikt und ich würde ihr lange gefolgt seyn, wenn mich nicht verschiedenes hier noch zurük hielte. Bald aber, hoffe ich, werde ich abreisen können und dann will ich mich so einrichten, daß ich meine Tour nach Dobberlingen zu mache.

Gott gebe, daß ich Sie insgesammt recht gesund antreffe! Ich bin u. s. w.

## Hundert und sieben und siebenzigster Brief.

Renatus von Randau zu Haßstadt an den Baron von Lilienthal zu Dobberlingen.

Lassen Sie mich jezt, Herr Baron, die Empfindungen des Dankes ausdrücken, den ich Ihnen für Ihre ganz ausserordentliche Menschenfreundlichkeit schuldig bin! Gott, was sind Sie mir gewesen! Nicht ein menschlicher Wohlthäter, nein! ein von der Vorsehung zur Zeit der Noth und zu meiner Rettung gesendeter Engel! In jenen unglüklichen und zugleich auch so glüklichen Stunden konnte ich Ihnen nicht sagen, was mein Herz fühlte, so, wie ich es nun thun würde, wenn Sie noch gegenwärtig wären; aber jezt muß und kann ich meinen Empfindungen folgen. Wenn ein Bruder den andern aus einer Noth rettet, ohne für seine Person das geringste Interesse dabey zu haben, so wird seine Handlung edel genennt. Wie soll ich die Handlung desjenigen nennen, der einen, ganz unbekannten, Mann aus dem tiefsten Abgrunde des Elendes so ganz uneigennützig empor hebt! Unsre Sprache hat kein Wort, womit ich Ihre Güte bezeichnen könnte! —

Wo wäre ich jezt, wenn mich Ihre Großmuth nicht rettete? — Ach, gewiß in einem dunkeln Kerker, den nur selten oder gar nicht ein Sonnen-

stral erleuchtete! Müßte im Elend schmachten und bey dem Gedanken, daß meine Gattinn und meine armen Kinder noch verlaßner wären, als ich, die nahmenlosesten Foltern leiden. Sie, Herr Baron, haben mich aus allem diesen und noch viel mehrerem Jammer, der meiner wartete, so großmüthig erlöset! Dank aus dem Innersten meines Herzens soll Ihnen, so lang ich lebe, zum Opfer gebracht seyn. Nur jammert es mich, daß ich zur Zeit keine Aussicht habe, Ihnen ersetzen zu können, was Sie für mich hingaben. — Kann ich es in der Folge, so soll es gewiß geschehen; kann ich es nicht, so lohne Ihnen Gott, der beste Vergelter!

Sie waren begierig, meine Umstände zu wissen und zu erfahren, wie ich in meine jetzige Lage gekommen sey: gern hätte ich Ihnen gleich damals alles entdekt. Allein mein Zustand war nicht der, in dem ich dieß gekonnt hätte, und dann durfte ich Ihnen nicht alles ganz aufrichtig erzählen und — darf dieß noch nicht — Doch will ich Ihnen sagen, was ich, außer einem einzigen, noch nie jemanden entdekt habe.

Mein Nahme ist eigentlich nicht der, den ich führe, ich heisse anders, kann aber den wahren nicht nennen. Meine Aeltern hatten grosses Vermögen, ich war der einzige Sohn und es ward alles auf meine Erziehung gewendet; aber auch

nicht vergeblich. Ich war von Jugend auf fleißig, lernte alles mit Begierde, was mir nützlich schien, und brachte es bald dahin, daß ich meines Fleisses und meiner gesammelten Kenntnisse wegen von jedermann geschätzt ward. Mein Vater konnte mich schon in meinem siebenzehnten Jahre auf die Akademie schicken und, da ich nach meinem Temperamente die Einsamkeit liebte und allem Geräusche feind war, so sezte ich mein Studiren auch hier mit dem größten Eifer fort und brachte es in meinen Wissenschaften weit. Ehe ich meine akademische Laufbahn ganz vollendet hatte, starb mein Vater und nach seinem Tode ergab sich, daß er die Reichthümer nicht besessen hatte, die von mir und andern bey ihm waren vermuthet worden. Er hinterließ viele Schulden und sein ganzes Vermögen ward sequestrirt. Ausser einigen Capitalien, die von meiner Mutter, welche meinem Vater bald ins Grab nachgefolgt war, herrührten, erbte ich nichts.

Noch bis diese Stunde wundere ich mich, daß ich die betrübten Nachrichten, die ich damals so häufig erhielt, mit so vieler Gelassenheit lesen konnte, ob ich gleich schon anfing, Mangel zu leiden. Mein Eifer im Studiren ließ nicht nach und ich fand auch bald einen Mann, der mich so lange mit dem nothdürftigsten unterstüzte, bis ich das wenige mütterliche Vermögen ausgezahlt erhielt.

Nach

Nach Endigung meines Studirens ward ich sogleich durch Empfehlungen meiner Lehrer bey dem Fürsten von **, als Supernumerer - Archivarius angestellt und ich hatte das Glük, schon nach drey Jahren erster Archivarius mit dem Charakter eines Hofraths zu werden, denn meine beyden Vorgänger verliessen ihre Posten bald. Der eine war ein abgelebter Mann, dem Schwäche des Alters die Augen schloß, der andere, der ihm nachfolgte und in dessen Stelle ich rükte, fand durch einen unglüklichen Fall den Tod.

Nun befand ich mich sehr gut. Ich heyrathete meine Gattinn, die jezt mein Elend mit mir theilt, und ich führte mit ihr einen sehr vergnügten Ehestand, den nichts zu trüben schien. Mein Dienst verschaffte uns reichliches Auskommen, ich stand in der Gnade des Fürsten, hatte, weil ich immer einsam lebte und um keinen Menschen mich bekümmerte, überall gute Freunde, oder ich glaubte doch wenigstens keinen Feind zu haben. Gott gab mir und meinem Weibe Gesundheit und schenkte mir das Glük, schöne und lebhafte Kinder um mich herum zu sehn. Ich hatte nicht die geringste Ahndung, daß ich meinen bisherigen glüklichen Zustand bald mit der fürchterlichsten Lage würde vertauschen müssen; aber der Schlag erfolgte gleich wohl.

Eine etwas unbesonnene Handlung — weiter war es nichts, wie Sie selbst sagen würden, wenn ich Ihnen alles gestehen könnte — sezte mich in eine Verlegenheit, aus der ich mich nicht zu retten wußte, und mein Ehrgeiz und meine wenige Erfahrung gaben mir ein, daß ich, um den Folgen jener Handlung zu entgehen, mit Hinterlassung aller meiner Haabseligkeiten, in Gesellschaft meiner unglüklichen Familie, Residenz und Land verließ und nach Erlebung mancher drückenden Schicksale endlich hier eine Freystätte zu finden glaubte.

Ich hatte hier Gelegenheit, mit dem Pfarrer Ludwig zu Eichenthal bekannt zu werden und da er sich sehr freundschaftlich gegen uns bezeigte; so trug ich, nachdem wir uns eine Zeitlang hier aufgehalten hatten, kein Bedenken, ihm alle meine Geheimnisse anzuvertrauen. Er handelte sehr Liebevoll gegen mich und meine Familie, streckte uns Geld vor und wir hielten ihn für unsern besten Freund und Wohlthäter. Auf einmal änderte sich, ohne, daß ich begreifen kann, warum, sein ganzes Betragen und wie er uns wegen des ihm schuldigen Capitals behandelt hat, wissen Sie schon.

Mich nagt nun nichts als der Gedanke, daß ich dem Manne mein Schiksal offenbahrt habe. Er ist der einzige Sterbliche, der es weiß und wenn er mich verfolgen will, so hat er Mittel dazu in

den Händen, ob gleich bis diese Stunde diese That, um deren Willen ich aus ***, floh, daselbst noch nicht bekannt und meine Furcht und Flucht unnöthig und unzeitig gewesen ist. Nichts bleibt mir nun weiter übrig, als mich von hier wegzubegeben und einen andern Platz zu suchen, wo ich mit meiner armen Familie wieder unerkannt, obgleich elend genug, leben kann. Ehe ich aber diesen Ort verlasse, so thue ich Ihnen meine Veränderung zu wissen und danke Ihnen nochmals für Ihre mir erwiesne große Liebe, mit der Sie mich aus dem großen Jammer, in dem ich schmachtete, erlöset haben. Sollten sich meine Umstände wider alle meine Erwartung bessern, so werde ich Ihnen sogleich Nachricht davon und mehrere Erläuterung geben. — Leben Sie wohl! Noch einmahl, Gott sey Ihr Vergelter!

---

## Hundert und acht und siebenzigster Brief.

### Der Kaufmann Holzendorf zu H. an den Professor Müller zu J.

Mit vieler Ueberlegung habe ich Ihren Antrag überdacht und mein Herz geprüft, was es für eine Entschliessung in dieser Sache zu ergreifen habe, und endlich habe ich, in der Voraussehung, daß Sie mir die Wahrheit geschrieben haben und Ernestinens Herz wirklich an das Ihrige gebunden ist, das wohl überdachte Vorhaben gefaßt, von meinen Ansprüchen auf dieses Frauenzimmer abzugehen, und Sie Ihnen zu überlassen.

Aber lieber Mann, ehe ich Ihnen meine Erklärung zu wissen thun konnte, ward unsere gemeinschaftliche Freundinn von einem hitzigen Fieber überfallen, das Sie jezt an das Ufer des Grabes gebracht hat, und ich zweifle sehr, ob Ihnen meine Entschliessung etwas helfen wird. Doch habe ich gethan, was in meinem Vermögen stand, und Ernestinen, deren Krankheit, wie ich vermuthe, aus Gram über ihre mit mir eingegangne Verbindung entstanden ist, in einer leidlichen Stunde, um Sie zu beruhigen, eröffnet, was Sie an mich schrieben, und wessen ich mich entschloß. Gott gebe, daß Sie wider alle Erwartung wieder hergestellt wird, um mit Ihnen das beste und glücklichste

Leben zu führen, das noch je aus Gottes lieben Vaterhänden den Sterblichen gegeben worden ist! Niemand kann dies jezt mehr wünschen, als ich!

Und dann, wenn es Ihnen recht wohl geht, so denken Sie zuweilen auch an mich, als denjenigen, der ein kleines Schärflein zu Ihrem Glük beygetragen hat und gönnen mir Ihre Freundschaft.

Mit Hochachtung bin ich u. s. w.

---

## Hundert und neun und siebenzigster Brief.

Ottilie Meinerinn zu Eichenthal an den Oberhofprediger Greis zu Grubheim.

Verzeihen Sie, Hochwürdiger Herr, daß ich Sie in Ihren wichtigen Geschäften nochmals unterbreche. Ich will Ihnen nur zu wissen thun, daß ich durch Ihr angewendetes Ansehen von dem Pfarrer Ludwig meine Befriedigung erhalten habe, und Ihnen für die so grosse Wohlthat, die Sie mir hierbey erwiesen haben, demüthig danken. Ich bin nun in so weit befriediget, wie ein armes Mädchen, der unter Versprechung der Ehe ihre Unschuld geraubt worden ist, befriediget werden kann. Und doch wollte ich ganz zufrieden seyn, wenn ich nur nicht wüßte, daß ich dadurch, obgleich unschul-

schuldig, Gelegenheit gegeben habe, daß eine arme Familie gedrückt worden ist. Es hatte nämlich der Pfarrer Ludwig bey derselben ein Capital auf Wechsel stehen und, um mir Genugthuung zu verschaffen, kündigte er es dem armen Schuldner, für dessen guten Freund er sich bisher ausgegeben hatte, plözlich auf, erschien, da er es nicht aufbringen konnte, mit Advocaten und Gerichten vor ihm und wenn nicht ein Ungefähr den unglücklichen Mann gerettet hätte, so schmachtete er ganz gewiß jezt im Gefängnisse.

So ganz ein weggeworfener Mann ist der, der doch täglich im Nahmen Gottes zu einer ganzen Gemeinde spricht. Ich bin ein schlechtes Mädchen und durch Verführung die elendeste Kreatur geworden, allein ich bin doch nun froh, daß ich ein solches Ungeheuer nicht meinen Gatten nennen muß. Was würde ich da zu erwarten haben!

Nochmals sey Ihnen aus dem Innersten meines Herzens der lebhafteste Dank gesagt, hochwürdiger Herr Oberhofprediger! Gott segne sie mit dem reichsten Maße seiner Erden- und Himmelsgüter. Dieß wünschet

Dero

unterthänige

M.

---

Hun-

## Hundert und achtzigster Brief.

### Der Baron von Lilienthal zu Dobberlingen an den Pfarrer Falk zu Kirchberg.

Der Pfarrer Müller ist jezt nicht zu Hause, sondern hält sich in Frankenberg auf; er wird bey seiner Rükreise hier durchgehen. Sie müssen dabey seyn, wenn ich ihm die, gewiß unerwartete, Entdeckung mache. Kommen Sie daher ja auf den ersten Wink zu mir.

Meine Frau hat sich, Gott sey Dank, seit vorgestern abermahls um vieles gebessert, und ist nun meistens ausser dem Bette; aber der kleine Wurm wird wohl drauf gehen; die Milch der Amme ist vermuthlich an seiner Schwachheit Schuld. Ich bedaure das Kind unendlich, doch wenn es der Preis ist, um den ich meine Frau behalte, so geschehe immer Gottes Wille! Wenn es meiner Gattinn Umstände nicht nothwendig machten, ihr eine Amme zu halten und ich sollte bemerken, daß ein Kind von mir durch die Nahrung einer solchen Kreatur verwahrloset würde, so hätte ich gewiß die Gewissensbisse eines vorsätzlichen Mörders zu leiden. Ich begreife nicht, wie zärtliche Aeltern ihre Kinder ohne Noth einer Amme anvertrauen können. Eine Amme — doch ich will darüber weiter nicht reden. Sie sind ohnehin meiner Mei-

nung

nung und andere lesen meinen Brief nicht, und wenn sie ihn auch lesen und die besten Gründe wider das Ammenhalten darin finden sollten — würde das etwas helfen? Stolz, Eitelkeit und noch etwas anders — Sie wissen, was ich meine — lassen sich selten weg demonstriren. Es ist schon so viel wider das Stillen der Kinder durch Ammen geschrieben worden und wer kann behaupten, daß es das Geringste bewirkt hätte. Schon ein weiser Mann beym Gellius sagte hierüber so viel schönes und warnendes, als kaum neuere zu sagen vermögen und es half nichts. — *)

Sey's

*) Der Inhalt dieser Rede (S. Gellius in den Attischen Nächten B. XII. Cap. I.) von der der Baron von Lilienthal spricht, ist zu merkwürdig und doch, wie ich weiß, unter denjenigen, die er zunächst angeht, so wenig bekannt, daß ich der Versuchung, ihn hier mehr bekannt zu machen, zu widerstehen nicht vermag. Kann man etwas schöners über diesen Gegenstand sagen, als hier vor vielen hundert Jahren gesagt worden ist? — Gern hätte ich das lateinische in meine Muttersprache übersezt; aber ich fürchtete, ich möchte am Ende die Entschuldigung nöthig haben, die Gellius bey seiner Uebersetzung am Ende gebraucht hat. Frauenzimmer, die das Lateinische nicht verstehn und doch, wie ich freylich wünsche, den Innhalt wissen möchten, werden ja wohl an ihrem Gatten, Bruder

Sey's wie's sey, habe ich doch mein Weib noch. Ewiges Lob sey dem guten Vater im Himmel für die Fortdauer ihres Lebens gebracht.

Was

der oder andern Freund, einen treuen Dollmetscher finden.

Nunciatum quondam est Phauorino philosopho, nobis praesentibus, vxorem auditoris sectatorisque sui paulum ante enixam, auctumque eum esse nato filio. Eamus, inquit, et puerperam visum, et patri gratulatum. Is enim erat loci senatorii ex familia nobiliori. Imus vna, et qui tum aderamus. Prosecutique eum sumus ad domum quo pergebat, et cum eo simul introgressi sumus. Tum in primis aedibus complexus hominem, congratulatusque adsedit: atque ibi percontatus est, quam diutinum puerperium, et quam laboriosi nixus fuissent. Puellamque defessam labore ac vigilia, somnum capere cognouit, fabulari instituit prolixius. Et nihil, inquit, dubito, quin filium lacte suo nutritura sit. Sed cum mater puellae, parcendum esset ei diceret, adhibendasque puero nutrices, ne ad dolores, quos in enitendo tulisset, munus quoque nutricationis graue ac difficile accederet, oro te, inquit, mulier, sine eam totam integram esse matrem filii sui. Quod est enim hoc contra naturam imperfectum atque dimidiatum matris genus, peperisse, ac statim ab sese abjecisse? aluisse in vtero sanguine suo nescio quid, quod non videret;

non

Was wäre ich für ein unglücklicher Mensch, wenn ich meine Gattinn eingebüßt hätte! — Preisen

non alere nunc ſuo lacte, quod videat jam viuentem, jam hominem, jam matris officia implorantem? An tu quoque, inquit, putas naturam feminis mammarum vbera quaſi quosdam naeuulos venuſtiores, non liberorum alendorum, ſed ornandi pectoris cauſa dediſſe? Sic enim, quod a vobis ſcilicet abeſt, pleraeque iſtae prodigioſae mulieres, fontem illum ſanctiſſimum corporis, generis humani educatorem, arefacere et exſtinguere, cum periculo quoque auerſi corruptique lactis laborant, tanquam pulchritudinis ſibi inſignia deuenuſtet. Quod quidem faciunt eadem vecordia, qua quibusdam commenticiis fraudibus nituntur, ut foetus quoque ipſi in corpore ſuo concepti aboriantur, ne aequor illud ventris irrugetur, ac de grauitate oneris et labore partus fatiſcat, quod quum ſit publica deteſtatione communique odio dignum, in ipſis hominem primordiis, dum fingitur, dum animatur, inter ipſas artificis naturae manus interſectum iri: quantulum hinc abeſt, jam perfectum, jam genitum, jam filium proprii atque conſueti atque cogniti ſanguinis alimonia priuare? Sed nihil intereſt (hoc enim dicitur) dum alatur et viuat, cujus id lacte fiat. Cur igitur iſte, qui hoc dicit, ſi in capeſſendis naturae ſenſibus tam obſurduit, non id quoque nihil intereſſe putat, cujus in corpore cujusque ex ſanguine concretus homo et coalitus fit?

ſen Sie die Vorſicht mit mir für ihre Erhaltung und vereinigen Ihr Gebet mit dem meinigen um ihr ferneres Leben! —

Wenn

ſit? An qui a ſpiritu multo, et calore exalbuit, non idem ſanguis eſt nunc in vberibus, qui in vtero fuit? Nonne hac quoque in re ſolertia naturae euidens eſt, quod poſteaquam ſanguis ille opifex in penetralibus ſuis omne corpus hominis finxit, aduentante iam partus tempore, in ſupernas ſe partes profert, et ad fouenda vitae atque lucis rudimenta praeſto eſt, et recens natis notum et familiarem victum offert? Quam ob rem non fruſtra creditum eſt ſicuti valeat ad fingendas animi atque corporis ſimilitudines vis et natura ſeminis: non ſecus ad eandem rem, lactis quoque ingenia et proprietates valere. Neque in hominibus id ſolum, ſed in pecudibus quoque animadverſum. Nam ſi ovium lacte haedi, aut caprarum agni alerentur: conſtat ferme in his lanam duriorem, in illis capillum gigni teneriorem. In arboribus etiam et frugibus, major plerumque vis et poteſtas eſt, ad earum indolem vel detrectandam, vel augendam, aquarum atque terrarum, quae alunt, quam ipſius, quod jacitur, ſeminis. Ac ſaepe videas, arborem laetam et nitentem, in locum alium transpoſitam, deterioris terrae ſucco deperiſſe. Quae (malum) igitur ratio eſt, nobilitatem iſtam nati modo hominis, corpusque et animum benigne ingenitis primordiis inchoatum, inſitiuo degenerique alimento lactis alieni corrumpere? Praeſertim ſi

Wenn ich nur wüßte, wie ich mich gegen Marianens Bosheit auf die Zukunft rüsten sollte! Sie läßt

ſi iſta, quam ad praebendum lac tunc adhibebitis, aut ſerua, aut ſeruilis, et (vt plerumque ſolet) externae atque barbarae nationis, ſi improba, ſi informis, ſi impudica, ſi temulenta eſt. Nam plerumque ſine diſcrimine, quaecunque id temporis lactens eſt, adhiberi ſolet. Patiamurne igitur infantem hunc noſtrum pernicioſo contagio infici? et ſpiritum ducere in animum atque in corpus ſuum, ex corpore et animo deterrimo? Id hercle ipſum eſt, quod ſaepenumero miramur, quosdam pudicarum mulierum liberos, parentum ſuorum neque corporibus, neque animis ſimiles exſiſtere. Scite igitur et perite noſter Maro, quod cum verſus illos Homeri conſectaretur;

Οὐκ ἄρα σοίγε πατὴρ ἦν ἱππότα πηλεὺς,
Οὐδὲ θέτης μήτηρ, γλαύκη δὲ σε τίκτε δαλασσα
Πέτραι τ' ἠλίβατοι, ὅτι τοι νόος ἐςὶν ἀπηνής.

non partionem ſolam, tanquam illam quam ille ſequebatur, ſed alituram quoque feram et ſaeuam criminatus eſt. Addidit enim hoc de ſuo:

Hircanaeque admorunt vbera tigres.

Quoniam videlicet in moribus inoleſcendis, magnam fere partem ingenium altricis, et natura lactis tenet: quae iam a principio imbuto paterni ſeminis concretione,

läßt gewiß nicht nach, meine Ruhe zu stöhren, und wenn auch sie des Dinges müde würde, so hat sie doch immer Leute auf ihrer Seite, die sie aufhetzen. Wüßte ich, wo sie sich aufhielte, so würde ich doch ein übriges thun, und ihr, weil

 sie

tione, ex matris etiam corpore et animo recentem indolem configurat. Et praeter haec autem, quis illud etiam negligere aſpernarique poſſit, quod quae partus ſuos deſerunt ablegantque a ſeſe, et aliis nutriendos dedunt, vinculum illud, coagulumque animi atque amoris, quo parentes cum filiis natura conſociat, interſcindunt, aut certe quidem diluunt deteruntque. Nam vbi infantis aliorſum dati facta ex oculis amolitio eſt, vigor ille maternae flagrantiae ſenſim atque paulatim reſtinguitur, omnisque impatientiſſimae ſollicitudinis ſtrepitus conſileſcit. Neque multo minor amandati ad nutricem aliam filii, quam morte amiſſi obliuio eſt. Ipſius quoque infantis affectio animis, amoris, conſuetudinis, in ea ſola, vnde alitur, occupatur: et proinde, vt in expoſitis vſu venit matris, quae genuit, neque ſenſum vllum, neque deſiderium capit. Ac propterea obliteratis et abolitis natiuae pietatis elementis, quicquid ita educati liberi amare patrem atque matrem videntur, magnam fere partem non naturalis ille amor eſt, ſed ciuilis et opinabilis. Haec Phauorinum dicentem audiui Graeca oratione: cuius ſententias communis vtilitatis gratia, quantum meminiſſe potui, retuli. Amoenitates vero et copias vbertatesque verborum, latina omnis facundia vix quidem indipiſci potuerit, mea tenuitas nequaquam.

sie vielleicht in großer Dürftigkeit ist, noch etwas zu ihrer gänzlichen Beruhigung geben. Mich wundert, daß sie nicht bey Ihnen eingesprochen hat, da sie doch wußte, daß der Junge da sey. — Haben Sie vielleicht Gelegenheit, die Verworfene auszukundschaften, so geben Sie mir gleich Nachricht davon.

---

## Hundert und ein und achtzigster Brief.

Gustav Le lius, Secretair bey dem General von Gederborn in Friedrichshofen, an Auguste Lauerstädt zu Aue.

Auf Befehl Sr. Erzellenz, des Herrn General von Gederborn, soll ich Ihnen melden, daß der Capitain, Simon van der Hardt, wegen mehrerer harten Vergehungen, insbesondere wegen einiger, von ihm bey dem Werbegeschäfte zu Schulden gebrachten Verbrechen, in Arrest sitzt, und daß Ihre Sache sogleich mit untersucht, und Ihnen Genugthuung verschaft werden soll. Sie werden Sich deshalb hier oder in der Nähe aufzuhalten haben, damit Ihnen leicht Nachricht gegeben werden kann, wenn Ihre Person nöthig seyn wird.

Seyn Sie übrigens versichert, daß der Herr General, den Ihre Hintergehung ausserordentlich betrübt hat, alles mögliche thun wird, um ihr Schiksal erträglicher zu machen.

---

Hun=

# Hundert und zwey und achtzigster Brief.

Der Pfarrer Müller zu Dobberlingen an Reginen Müllerin zu Sommerhayn.

Der Brief, den Du mir zugeschikt hast, enthielt eine Einladung des Barons von Lilienthal. Er bat mich, daß ich zu ihm kommen möchte, weil er mir eine Neuigkeit, die mich sehr nah anging, zu entdecken hätte. Ich schrieb ihm hierauf von Frankenberg aus, daß ich meinen Rükweg über Dobberlingen nehmen würde; und das habe ich auch gethan. Seit gestern bin ich hier. Noch aber hat mir der Mann nichts gesagt und scheint seine Erzählung bis zur Ankunft des Pfarrer Falkens, der morgen hierher kommen wird, zu verschieben. Etwas wichtiges mag es immer seyn, was er mir entdekken will.

Meinen Freund Frankenberg habe ich sehr mißvergnügt verlassen. Er ist zwar von seiner Krankheit wieder genesen, aber seine Selenruhe und der Friede seiner Ehe waren nicht herzustellen. Sein Weib war durch keine Vorstellungen zu bewegen, daß sie zu ihm aufs Zimmer gegangen wäre und endlich schloß sie sich gar ein und ließ sich schlechterdings nicht wieder vor mir sehen. Da ich mich nicht länger aufhalten konnte, so mußte ich abreisen, habe aber doch solche Veranstaltungen getroffen, daß mein Freund wenigstens

vor einem Ueberfall seines wütenden Weibes gesichert ist. Denn dem Ungeheuer traue ich alles zu. Ich habe doch wahrlich schon viel verdorbne und böse Menschen kennen lernen, aber dergleichen ist mir nie vorgekommen. Alle Zugänge zu ihrem Herzen sind verschlossen und die Hartnäkkigkeit, mit der sie alles das, was sie gegen ihren Mann aufbringt, verschweigt, macht es unmöglich, sie zu heilen. Ueberhaupt ein Weib, das ihren Mann in Todesgefahr auf dem Krankenbette liegen lassen kann, ohne nur nach ihm zu fragen — was darf man sich von der versprechen!

Ich habe Frankenbergen gerathen, unter diesen Umständen die Scheidung zu suchen und glaube, das ist das einzige Mittel sie zur Erkenntniß zu bringen, wenn sie ja dazu zu bringen ist. Er will sich aber noch nicht dazu entschliessen. Ich begreife nicht, wie der Mann bey solchen Behandlungen noch immer eine solche Liebe zu dem Weibe haben kann, als er wirklich bey allen Gelegenheiten äußert. Das ist ein Kennzeichen, daß er ein ganz gutes und sie ein ganz verdorbenes Herz hat.

Mir geht das unglükliche Schiksahl des Guten äußerst nahe. Ich weiß, ach Gott! ich weiß, wie fürchterlich der Zustand desjenigen ist, der in einer unglüklichen Ehe lebt. Und wenn denn nun eine Verbindung so ganz ohne alle Beschreibung unglük-

unglüklich ist, wie Frankenbergs Vereinigung? — Wohlthat ist es dagegen, in die Fesseln des Festungsbaues geschmiedet zu werden!

Ich glaubte etwa unter dem Hausgesinde Personen zu finden, die die Frankenberg einnähmen, allein alle sind auf des Mannes Seite und beklagen ihn mit Thränen. Sein alter Kutscher redete mich einmahl auf dem Hofe an, und fragte mich: „können sie denn unserm guten Herrn nicht helfen thun?“ „Mein Freund“ antwortete ich ihm, „es wird schwer seyn, denn die Frau von Frankenberg läßt sich gar nicht zureden. Und wie will man da etwas ausrichten, wenn man nicht weiß, was sie zu einer solchen Aufführung beweget.“

Der alte Kerl, aus dessen Gesicht eine ächte Liebe gegen seinen Herrn blikte, schüttelte mir treuherzig die Hand und, indem er einige Thränen von seinem Schnurrbart wischte, sagte er: „ich wüßte schon, wie das Dinges zu machen wäre. Dort“ er wieß nach seiner neben der Stallthüre hängenden Peitsche, „thut der rechte Helfersmann hängen. Bey miner armen Sel! Herr Pfarrer, den muß min Herr zur Hülfe nehmen, sonst geht das Dinges nicht, aber damit mak man den Beesten schon 'ne Furcht iniagen. Habe och so 'ne Kröte von 'r Frowe haben gethan, aber das Dinges dort hat sie curirt. Er sollte man die Griefe

alle Tage zusammen riemen, daß ihr die Knochen wakkeln thäten, gilt's was, das Dinges sollte anders werden "

Schon mußte ich dem alten Kerl sagen, daß es sich nicht vor einem Mann vom Stande schikke, dergleichen Mittel zu brauchen und daß so etwas überhaupt auch bey geringen Leuten nicht recht sey, er meinte aber wenn die gnädige Frau als eine Dame behandelt seyn wollte, so müßte sie sich auch als eine Dame aufführen. Und darin hatte er nun wohl freylich nicht unrecht.

Ich fragte den Mann, ob er keine Muthmassung von jemand hätte, der die Frau von Frankenberg gegen ihren Gemahl verhezte, er sagte aber: nein, und versicherte mich, daß seine gnädige Frau gar keine Einbläser nöthig hätte, denn sie, so drükte er sich aus, ziehe aus Honig Gift.

Und so sehe ich denn keine Hülfe als die Scheidung übrig und wenn Frankenberg, diesen Weg zu erwählen, ferner Bedenken trägt, so wird er noch das Opfer dieser unglüklichen Verbindung werden. — Gott erbarme sich über ihn und stehe ihm bey! —

Mein Aufenthalt wird hier nicht lange seyn, denn mir ist, als wenn ich nun nach Haus müßte. So bald ich mich losreissen kann, bin ich bey Dir und umarme Dich.

---

Hun=

## Hundert und drey und achtzigster Brief.

Friederike Helbig zu Grillenbach an Aemilien Lindenfeld zu Sternheim.

Ich habe Ihnen eine Nachricht zu geben, vor deren Erzählung ich schaudere, so sehr ich durch Erlebung der schreklichsten Begebenheit dazu stark seyn könnte. Ihr Mann ist — nicht mehr.

Lassen Sie Sich den traurigen Vorfall ganz erzählen.

Ich und mein Karl waren auf dem Wege nach Uttenhof zu unserm Vater, als ein fürchterliches Donnerwetter uns nöthigte, hier in dem Wirthshause abzusteigen. Als wir in die Stube traten, sas ihr Mann da mit zerstörtem Gesichte und wilden Blikken, neben ihm stand ein Mädchen das heftig weinte und ihr Gesicht mit einem Schnupftuche bedekte.

Ich muß Ihnen hier erst sagen, daß ich zeither mit meinem Gatten in keinem guten Vernehmen war, weil ich Ursachen hatte, von ihm zu glauben, daß er, kurz vor seiner Verheyrathung mit mir, ein Frauenzimmer verführt, und ins Unglück gebracht habe. Er läugnete zwar die That und ich erhielt nachher von der Unglüklichen, aus deren Munde ich die Sache selbst vernommen hatte, die schriftliche Versicherung, daß

sie irre geführet worden, daß mein Mann an ihrem Schiksale unschuldig, uud ein anderer ihr Verführer sey; allein die Zusammenhaltung der Umstände machten mir dieß alles ganz unwahrscheinlich, und ich wähnte, mein Mann habe diesen Brief erdichtet, und mir denselben, um mich zu hintergehen, durch eine unbekannte Person einhändigen lassen. Ich glaubte also noch bis daher, von der bösen Sele desselben überzeugt zu seyn, und mein Herz war ganz von ihm entfernt.

Als ich in dieser Verfassung Ihren Mann, und das neben ihm weinende Mädchen sah, fiel mir meine unglükliche Lage mehr als jemals auf. Ich sezte mich zu ihm, um ihn um seinen Unmuth zu fragen, er gab mir aber eine ganz kurze und unbefriedigende Antwort, begegnete meinem Manne, der ihn umarmen wollte, auf gleiche Weise, und nahm eine Miene an, aus der ich schliessen konnte, daß er eine fernere Unterredung mit uns vermieden wissen wollte. Um nicht zudringlich zu seyn, verließ ich die Stube, ohne dem Mädchen ins Gesicht sehen zu können. Mein Mann folgte mir nach und wir wurden von dem Wirth eine Treppe hoch in ein anderes Zimmer geführt.

So niedergeschlagen ich war, so konnte ich doch einem innern Drange, die Verhältnisse Ihres Mannes mit dem Mädchen zu ergründen, nicht widerstehen. Ich fragte daher den Wirth darum,

er

er entschuldigte sich aber mit der Unwissenheit. Indessen war das schreklichste Ungewitter, das ich je erlebt habe, ganz heran gekommen, und die Angst, bey den öftern Wetterstrahlen, die zugleich mit dem Donner ausbrachen, trieb mich von einer Ekke zur andern.

Mein Mann war ganz ruhig und sah dem Gange des Gewitters zu. Plözlich ging er vom Fenster weg und in dem Augenblik schlug der Bliz in das Haus, und wir sanken betäubt zu Boden.

Als wir uns wieder etwas erholt hatten, hörten wir ein großes Getümmel unten im Hause. Wir eilten die Treppe hinab, drangen uns durch die vielen zusammen gelaufnen Menscheu in die Stube und fanden — Ihren Mann vom Strahle getroffen. Er lebte noch, war bey völligem Verstande, konnte aber nur langsam und mit Mühe reden. Als er uns gewahr ward, strekte er die Hände uach uns aus und gab zu verstehen, daß er gern mit uns allein zu sprechen wünschte. Der Wirth brachte ihn in eine Kammer und wir folgten, äußerst bestürzt, nach. Ich will so viel als möglich mit seinen eigenen Worten sagen, was er uns eröffnete.

„Ich bin" sagte er, „immer für einen Menschen von ganz unbescholtenem Charakter gehalten worden; aber mit Unrecht. Zwar kann ich sagen, daß ich in vielen Stükken rechtschaffene Gesinnungen

gen gehabt habe, aber die Neigung zu Ausschweifungen bey dem Frauenzimmer ist immer, obgleich heimlich, die herrschendste Leidenschaft meines Herzens gewesen. Nichts schonte ich, keine Pflicht konnte mich abhalten, diesem Triebe nachzugehen und bey jeder Gelegenheit ihn zu befriedigen. So habe ich in der Stille manche Weibsperson verführt. Schwärzer aber ist keine von mir unternommene That, als die, die ich, da ich schon mit meiner Frau verlobt war, beging. Ich habe ein Mädchen, das ich auf keine andre Art in meine verwerflichen Schlingen zu bringen wußte, durch das Versprechen, sie zu heyrathen, um ihre Unschuld gebracht und dann hülflos verlassen. Sie ist von allem entblößt hier in diesem Hause und ich empfehle sie ihrer Barmherzigkeit, da ich nichts für sie thun kann."

„Bey aller meiner Unwürdigkeit habe ich doch, wie sie wissen, ein vortreffliches Weib zur Gattinn erhalten, und ich hätte glüklich mit ihr leben können, wenn mich nicht eine thörigte Eifersucht geblendet und ins Unglük gestürzt hätte. Sie wissen die Geschichte, die mich meines Dienstes beraubte. Vermuthlich verursachte ich durch meine Zweifel an der Treue meines Weibes, daß sie meinen Argwohn wahr machte. Sie vergaß bey meiner Abwesenheit, daß sie Pflichten gegen einen Mann habe, und ließ sich von einem jungen Menschen einnehmen. Lesen Sie hier diesen Brief. (Er

über-

überreichte mir denselben und ich lege ihn diesem Schreiben bey.) Auf besondere Art ward ich von ihrer Untreue unterrichtet und bekam diesen Brief in meine Hände.“

„Wüthend reisete ich von Mühlstrom ab, um meiner Frau ihre Lebensart vorzuhalten. Auf der Herreise traf ich hier das Mädchen an, die ich durch mein unverantwortliches Verfahren unglüklich gemacht habe. Sie ward mich kaum gewahr, als sie mit Thränen auf mich zuging und mir das Unrecht vorwarf, das ich ihr angethan hatte. Dieß brachte mich bey meiner sonstigen Lage so auf, daß mich die Wuth eines Rasenden überfiel und so ritt ich, ohne der armen Kreatur eine Antwort zu ertheilen, weg, und in vollem Jagen auf Sternheim zu. Ich erkundigte mich nach der Wohnung des Mannes, wo sich mein Weib aufhielt, band das Pferd vor der Thür an, ging mit der geladenen Pistole in der Hand, und mit dem Vorhaben hinein, mein ungetreues Weib zu tödten.“

„Ich ward in diesem Entschlusse noch mehr unterstüzt, als ich auf Befragen des Gesindes erfuhr, daß der Anbeter meiner Frau bey ihr sey. Wüthend stürzte ich mich zum Zimmer hinein und traf sie neben dem jungen Bösewicht an. Ich richtete sogleich die Pistole auf die Brust meines Weibes, indem sich aber, losdrükte, sprang der

junge

junge Mensch davor, lenkte sie auf sich und fiel todt zur Erde nieder.“

„Ich säumte nicht den Rükweg zu suchen, und ritt in dem Vorhaben, mein Weib auf ewig zu verlassen, das ich ihr auch schriftlich entdekt habe, zurük und hierher, traf meine Verführte noch hier an und beredete sie, mit mir weg zu gehen. Aus unzeitiger Menschenliebe gegen meine Frau und Kind, willigte sie nicht ein, und so ist die Ursache, daß ich hier mein Leben enden muß. Ich sterbe nun bald und gebe jedem, der mein Schiksahl weiß, die Bestätigung der Wahrheit, daß man in äußerlicher Engelsgestalt, und bey dem Glanze einiger bürgerlichen Tugenden dennoch innerlich mehr Bösewicht gewesen seyn kann, als der Dieb, der auf dem Baue arbeitet, und der Mörder, der auf dem Rade liegt.“

Hier endigte er seine mit abgebrochenen Worten gemachte Erzählung und nach wenigen Stunden lag sein ganz gelähmter Körper unter und er starb. Bebend ging ich mit meiuem Manne zurük, und traf an der Thür das Mädchen an, die ich nun für die nähmliche erkannte, die mir jene so unangenehme Nachricht von meinem Manne gebracht hatte. Ich ergriff sie sogleich bey der Hand, und fragte sie, ob sie an mich geschrieben hätte und ob der vorgegebne Irrthum gegründet sey. Sie bejahete meine Frage und erklärte sich, daß der

Irr=

Irrthum blos daher gekommen wäre, weil sie von dem Vorgang, wodurch Ihr Mann seine Stelle verlohr, nichts gewußt, und daher bey ihrer Ankunft in Arnswalde geglaubt hätte, sie müßte den rechten Mann antreffen, wenn ihr seine Wohnung und sein Garten auf die von ihr, ohne Benennung des Nahmens und nur mit Meldung des Amtes, geschehene Frage gezeigt würde. Mein Karl war also ganz unschuldig bey dieser Sache und Ihr Mann war der Verführer der Armen gewesen.

Daß mir bey Anhörung dieser Versicherung bey aller Beängstigung meines Herzens, wohl zu Muthe ward, will ich Ihnen jezt nicht sagen. Es betrift dieß meine Geschichte, und ich wollte Ihnen nur das unglükliche Ende Ihres Mannes, der sein Grab morgen auf dem Gottesakker dieses Dorfes finden wird, melden, weil er es ausdrüklich von mir verlangt hat. Gott stehe Ihnen bey, und tröste Sie! — Ich weiß nichts zu Ihrem Troste zu sagen.

---

Hun=

## Hundert und vier und achtzigster Brief.

Der Kaufmann Holzendorf zu H. an den Professor Müller zu J.

Leider hat meine Vermuthung eingetroffen, und Ihre und meine Ernestine ist — gestorben. Ich empfinde bey Ihrem Grabe so viel als Sie fühlen können; aber was hilft da alles Wehklagen! Das Grab gibt doch nichts zurük! Herzlich bedaure ich, daß Ihnen nunmehr meine Entsagung auf diese Art nichts helfen kann, doch habe ich nicht anstehen wollen, Ihnen den Vorfall bekannt zu machen. Trösten Sie Sich mit dem Gedanken, daß nichts von ungefähr geschieht, und bleiben Sie mein Freund, so wie ich der Ihrige bin.

---

## Hundert und fünf und achtzigster Brief.

Der Pfarrer Holzhauer zu Lobethal an den Pfarrer Müller zu Sommerhayn.

Ihre Frau Tochter, die von Sternheim hierher gekommen war, um sich hier aufzuhalten, bis sie zu Ihnen reisen könnte, ist sehr krank geworden, und kann ihren Weg nicht fortsetzen. Sie ließ mich bey ihrer Schwachheit um meinen Zuspruch bit-

bitten, und da sie mir bey dieser Gelegenheit ihre Umstånde entdekte, so habe ich sie gebeten, ihr Logis im Gasthofe mit dem Aufenthalt in meinem Hause zu vertauschen, und sie hat den Vorschlag angenommen. Nun ist sie bey mir, und ich thue nebst meinem Weibe, was zur Wartung dieses Frauenzimmers dienen kann. Ihre Krankheit aber ist wirklich gefåhrlich, und dies um desto mehr, weil sie durch innerliches Leiden genåhrt wird. Möchte doch jemand aus Ihrem Hause hierher kommen! Die Kranke verlangt sehr darnach, und ich wůnsche es mit ihr.

Seyn Sie übrigens versichert, daß ich indessen alles thun werde, was zur Erhaltung Ihrer Liebeswůrdigen und unglůklichen Frau Tochter dienen kann!

---

## Hundert und sechs und achtzigster Brief.

Mariane Nagelinn zu Dobberlingen an den Advocat Körner zu Radefeld.

Die ganze Sache wird treflich gelingen, Alter, ich habe den Jungen glůklich erhascht, und er befindet sich auch schon am gehörigen Orte, um den Plan auszufůhren. Sie můssen schleunig hierher kom-

kommen, wenn Sie das Schauspiel mit ansehen und nach Gelegenheit etwas zu unserm bessern Aufnehmen profitiren wollen. Ich halte mich im lezten Häuschen ganz am Ende des Dorfs auf, darauf gehen Sie gerade zu.

---

## Hundert und sieben und achtzigster Brief.

Der Pfarrer Falk zu Kirchberg an den Baron von Lilienthal zu Dobberlingen.

Denken Sie, Herr Baron, als ich gestern nach Hause kam, war mein Zögling weg, und, ob sich gleich meine Leute alle Mühe gegeben haben, ihn auszukundschaften, so wußte doch niemand Nachricht von ihm zu geben. Ich habe heute früh mich allenthaben erkundiget, aber weiter nichts erfahren, als daß ihn ein Mann an der Hand einer Weibsperson auf den Wiesen hab hin eilen sehen. Ganz gewiß ist es Mariane gewesen, die den Zeitpunkt meiner Abwesenheit genuzt, und den Jungen weg gestohlen hat. Gott wird wissen, was sie für Absichten dazu antrieben. Ich habe indessen Boten abgeschickt, die ihn ausspüren sollen, und der Amtmann Sturz, der eben heute zum Besuche bey mir ankam, ist selbst weggeritten, um

Kund-

Kundschaft einzuziehen, und Sie würden wohl thun, wenn Sie auch einige Leute ausschikten. Ich bin so unruhig über diesen Vorfall, daß ich mich nicht fassen kann.

---

## Hundert und acht und achtzigster Brief.

Helene Müllerinn zu Sommerhayn an den Professor Müller zu J.

Wie ich gehört habe, hast Du unserm Hause in langer Zeit von Deinen Umständen nichts wissen lassen, und die Liebe, die ich, wie Du weißt, vor andern Geschwistern von Jugend auf zu Dir gehabt habe, läßt mich, nach meiner Zurükkunft von dem abentheuerlichsten Herumreisen, nicht länger an jedem Tage einer Nachricht von Dir vergeblich entgegen sehen. Ich muß wissen, was Du machst, ob Du gesund bist, vergnügt lebst, und ob Deine Heyrath zu Stande ist. Davon, lieber Bruder! gib mir nächstens Antwort, und damit ich Dich, wenn Du meinen sehnlichen Wunsch, uns bald zu besuchen, nicht erfüllen solltest, wenigstens bewege, mir recht viel von Dir zu schreiben, so will ich auch recht weitläuftig seyn, und Dir meine unwillkührliche Ritterschaft in fremder

Herren Landen in der Länge und in der Breite erzählen.

Als ich, während der Krankheit unsrer Aeltern, einst an einem Abende in der Dämmerung in unserm Hausgarten sas, und über die vermeinte Untreue meines unvergeßlichen Karls im schwermüthigen Nachdenken war, sprangen zwey fremde Mannspersonen, deren Gegenwart mich mein Tiefsinn nicht eher wahrnehmen ließ, als bis sie vor mir standen, in die Laube, wo ich sas, nahmen mir in demselben Augenblikke, durch ein in den Mund gestektes Schnupftuch, das Vermögen zu schreyen, hoben mich dann in gröster Geschwindigkeit über den Zaun weg, brachten mich in eine, nah am Garten haltende Chaise, und fuhren mit mir davon. Wir waren bald auf freyem Felde, wo sie zwar meinen Mund wieder befreyeten, und mir gestatteten, laut um Hülfe zu rufen, wo mir aber mein Schreyen nichts half.

Ich war in äusserster Angst, ich bat, ich flehete, nichts aber konnte mir helfen, und die Reise ging in größter Eilfertigkeit fort. Nach einigen Stunden hielten die Bösewichter mitten im tiefen Walde stille, und unterredeten sich heimlich. Bald darauf verliessen mich die beyden Personen, die mich aus dem Garten geholt hatten, und der Kutscher fuhr allein mit mir weg. Ich glaubte anfänglich, daß die Entfernung dieser Menschen vor-

theil-

theilhaft für mich seyn könnte, hoffte den Kutscher eher zum Mitleiden zu bewegen, und war recht froh, nun allein zu seyn. Aber leider! hatte ich mich in meiner Hoffnung sehr betrogen. So sehr ich lamentirte und weinte, so wenig war mein Führer zu erweichen. Er fuhr taub und stumm bey meinen Klagen, den ganzen folgenden Tag mit mir fort, und hielt nicht länger als eine kurze Zeit im Walde, wo er den Pferden ein bey sich habendes Futter reichte.

Endlich sank ich, entkräftet von den ungewohnten Beschwerlichkeiten der Reise und dem vielen Weinen, ohnmächtig auf die Seite. Er hielt hier stille, hob mich aus der Chaise, und brachte mich erst nach geraumer Zeit wieder zum Bewußtseyn; kaum aber merkte er mein Wiederaufleben, als er mich wieder in den Wagen pakte, und durch unwegsame Gegenden davon fuhr. Bisher hatte ich dem Menschen noch nicht in das Gesicht gesehen, jezt aber beobachtete ich ihn, und mir kam vor, als ob ich ihn mehr, ob gleich nicht in diesem Anzuge gesehen hätte. Ich blieb auch bey meiner Vermuthung nicht lange in der Ungewißheit, denn er gab sich mir bald zu erkennen und denk! es war Flate, der einst in den Ferien mit meinem Karl von L*** zum Besuch hier war, und sich bey uns aufhielt. Er erzählte mir, daß Simon van der Hardt — der Bösewicht, den jezt die Rache

verfolgt — ihm Auftrag gethan hätte, mich für ihn zu entführen, daß ihm aber noch nicht eingefallen wäre, mich diesem Edelmann zu überlassen, sondern daß er mich selbst behalten und nach H. führen würde. —

Ich kann Dir nicht sagen, wie weh mir bey diesen Aeusserungen ward, die dieser Mensch, dem ich sonst, weil er mir nach meiner damaligen Meinung bey meiner Liebe Dienste geleistet hatte, Verbindlichkeit schuldig zu seyn glaubte, von sich hören ließ! Der Gedanke, einem solchen Menschen, dessen Charakter ich bisher verkannt hatte, und den ich nun ganz schlecht fand, ohne Hülfe überlassen zu seyn, schlug mich zur vollkommensten Trostlosigkeit nieder. Ich bat ihn mit Thränen, daß er mich wieder zu meinen Aeltern zurük bringen möchte, aber vergeblich. Endlich schwieg ich ganz, und dachte hin und her, wie mir zu helfen wäre. Unvermuthet bemerkte ich, daß wir in einer kleinen Entfernung von einer Stadt seitwärts vorbey kämen. Meine Augen sahen nach allen Gegenden hin, um jemanden zu erblikken, dem ich meine Noth zu erkennen geben könnte; ich sah aber schon dem Eingange zu einem Walde entgegen, ohne einen Menschen gesehn zu haben.

Ganz schon gab ich meine Hoffnung auf, als ich in demselben Augenblikke den Hofrath Baumann in einem Garten gewahr ward. — Stelle Dir

meine Freude bey diesem Anblikke, den ich sogleich durch lautes Rufen zu nutzen suchte, aber auch den Schmerz vor, den ich empfand, als der Bösewicht — denn das Herausspringen aus der Chaise, hatte er mir vorher schon unmöglich gemacht — durch die rascheste Anregung der Pferde in wenigen Augenblikken wieder mit mir im Walde war.

Ich sah nun endlich wohl, daß ich unter meinen Umständen wenige Rettung von einer dritten Hand erwarten dürfte, und beschlos zuletzt zu versuchen, ob ich meinen Führer durch affectirte Beruhigung blenden könnte, um vielleicht durch die Verstellung es weiter zu bringen. Ich stellte mich nach und nach gefälliger gegen ihn, und so listig er sonst seyn mag, so war er doch, wie ich aus seinem ganzen Betragen merken konnte, schwach genug zu glauben, er hätte mich gewonnen. — Diese unerwartete Erscheinung, muß doch wohl aus der Neigung des menschlichen Herzens, das leicht zu glauben, was es hofft, erkläret werden, denn sonst wüßte ich nicht, wie es kommen sollte, daß den Menschen seine Klugheit gerade da verläßt, wo er sie am meisten braucht. —

Fein genug, um mich mehr zu gewinnen, fieng er an von Falken und dessen Todt, den ich damals aber für erdichtet hielt, zu erzählen, aber eben so fein — was lernt man nicht, wenn man mit solchen Menschen zu thun hat — stellte ich

mich, als ob ich in seine Erzählung keinen Zweifel sezte, und ihn mit Wohlgefallen anhörte, und so brachte ich ihn zulezt auch ganz dahin, daß er glaubte, ich sey von seiner Zärtlichkeit gerührt. Mit einem Zutrauen auf diese vorgefaßte Meinung, das man bey einem, sonst so schlauen Menschen gar nicht vermuthen sollte, eröffnete er mir mit vertraulicher Miene, daß er den bey sich habenden Wagen des Edelmanns mit den Pferden verkaufen, und dann mit mir fortgehen wolle.

Dies war gewiß nicht, was ich wünschte. Ich that ihm daher mit Berufung auf meine Aeltern, die ich nicht verlassen könnte, dringende Vorstellung dagegen, und machte ihm zulezt auf den Fall Hoffnung zur Vergebung und zu dem Besitze meines Herzens, wenn er mich in mein väterliches Haus zurük bringen würde. Ich bewegte ihn, daß er meinen Vorschlag einging, mit mir nach Z. fuhr, und von da aus Wagen und Pferde an seinen Eigenthümer abschikte, die aber, wie ich nachher erfahren habe, nicht angekommen sind.

Hier ward ich endlich mit ihm eins, daß ich an meine Aeltern schreiben, und ihnen meine Zurükkunft versichern wollte, wenn sie meinen Begleiter aufnehmen würden. Ich that dies begreiflicher Weise in keiner andern Absicht, als um nur wieder zurük zu kommen, denn dieß fiel mir nun nicht ein, diesem Menschen Wort zu halten, und

ich

ich glaube, daß ich dazu auch auf keine Weise verbunden war. — Der Brief ging ab, meine guten Aeltern schickten sogleich einen Wagen, um uns abzuhohlen, und ich und mein Begleiter sezten uns beyderseits, obgleich in verschiedener Rüksicht, sehr vergnügt ein und fuhren davon.

Kaum aber waren wir einige Stunden gefahren, als uns Simon van der Hardt mit zwey Bedienten plözlich aufstieß. Der Edelmann sprang vom Pferde, ließ unsre Chaise aufhalten, brüllte sogleich auf Flaten wie ein Löwe los, schos nach ihm, und er stürzte nieder. Ohne Bewußtseyn ward ich von dem Edelmanne aufs Pferd gehoben und weggeritten. Ich war nun ganz in den Händen des Bösewichtes, und meine Unschuld hätte in dieser fürchterlichen Lage leicht zum Opfer werden können; allein wider alles Vermuthen beging er nichts an mir, und brachte mich gegen Abend unversehrt in ein einzeles Haus im Walde, wo er sehr bekannt seyn mußte. Denn er that bey seinem Eintritte als ob er Herr davon wäre, führte mich sogleich oben hinauf in ein Stübchen, wohin er mich sperrte, und die Thür sehr fest verwahrte.

So mißlich meine Umstände waren, so war ich doch froh, bis hierher meine Unschuld erhalten zu haben, und ich sorgte fast nicht mehr auf die Zukunft, weil sich mein Herz überzeugte, die Göttliche Vorsicht, die mich unter den gefährlichsten

Umständen gerettet hatte, würde auch ferner über mich wachen. Ich rüstete mich auf einen baldigen Angriff mit Standhaftigkeit aus, und hatte Muth genug, mir vorzunehmen daß ich den Edelmann, wenn er etwas auf mich wagen und nicht abzuhalten seyn sollte, mit einem auf der Stube gefundenen und von mir wohl aufgehobenen Messer durchbohren wollte, und da ich befürchtete, gleich in dieser Nacht von ihm überrascht zu werden, so erhielt ich mich munter. — Meine Sorge war aber unnöthig, und diese und die folgenden Nächte gingen ruhig ab.

Ich sah in den ersten drey Tagen niemand, als einen seiner Bedienten, der mir Frühstük und Essen brachte; am vierten Tage aber kam ein Weib von frecher Physiognomie zum Vorschein, und bediente mich mit vielem Eifer. Hätte ich nicht aus ihren unverschämten Reden gemerkt, daß sie eine Dienerinn der Bosheiten des van Hardts sey, und im Fall der Noth bey der Ausführung seines schändlichen Vorhabens selbst Hand ans Werk legen möchte; so würden mich ihre Gefälligkeiten für sie eingenommen haben. So aber ward ich immer mehr von ihr entfernt, und fürchtete mich bey aller ihrer Freundlichkeit so sehr vor ihr, als vor Hardten selbst, den ich aber nicht gewahr ward, und der auch, wie ich nun gänzlich glaubte, wieder abgereiset seyn mußte.

Nach einigen Tagen bemerkte ich, daß eine Manns-Person angekommen war. Das Weib brachte den Menschen bald zu mir aufs Stübchen und zu meiner grossen Verwunderung sah ich, daß es Hübner sey. Ich wußte im Anfange nicht, was ich von dieser Erscheinung denken sollte. Es fuhr mir der flüchtige Gedanke durch die Sele, ob dieser Hübner vielleicht von den Meinigen abgeschickt wäre, und ich ward ganz munter dabey. Aber bald merkte ich, daß dieser Mensch mit dem Weibe gemeinschaftliche Sache hatte, und später hin erfuhr ich gar, daß er ihr Mann sey. Ich wußte nicht zu begreifen, wie Hübner zu diesem Ehestande gekommen war, und hätte die Verbindung gern gewußt; allein ich konnte mich doch nicht überwinden, ihn zu fragen, weil ich nunmehr einen ordentlichen Eckel gegen ihn hatte und er that auch ganz fremd gegen mich.

Indessen führte ich ein ganz einförmig betrübtes Leben, hatte aber doch keinen Anfall von dem Edelmanne zu erfahren. Er ließ sich nicht sehen, obgleich meine Wirthinn sehr oft von seiner baldigen Ankunft redete, und darüber mit mir in sehr niedrigen Ausdrücken scherzen wollte.

Zulezt ward ich durch das beständige Einsperren ganz kränklich. Ich bemerkte jezt an Hübnern, daß er sich viel gefälliger als vorher gegen mich bezeigte, und — sonderbar genug! — ich erhielt

erhielt bald einen Brief von ihm, worin er mir seine Liebe und sein Herz — ein ansehnliches Geschenk! — antrug, und mir versprach, wenn ich ihm meine Liebe schenken wollte, mich aus Hardts Händen zu retten. Zugleich eröffnete er mir, daß jene Weibsperson im Hause sein Eheweib nicht sey, und versprach mir noch ein Geheimniß zu offenbaren, wenn ich mich für ihn erklären würde. Ich trug gerechtes Bedenken, mich einem Bösewicht anzuvertrauen, der mich in noch größres Leiden bringen konnte, und antwortete ihm nicht. Er wiederhohlte sein Anmuthen in einem zweyten Briefe, und entdekte mir in demselben, daß meine Wirthin meinen Schwager zu Arnswalde bestohlen habe, das gestohlne Geld aber bey sich habe, und er das Weib mit der ganzen Summe in die Hände meines Schwagers bringen wollte, wenn ich ihm Gehör gäbe. Allein ich antwortete ihm noch weniger, weil ihn die beschlossene Verrätherey einer Person, die ihm doch sonst lieb war, noch schwärzer in meinen Augen machte.

Unterdessen bekam ich von meiner Wirthinn die Erlaubniß, mit Hübnern in den Wald zu gehen, um die freye Luft zu geniessen. Beym ersten Ausgange fing er an unter einem Baum, worunter wir uns gesetzt hatten, den Innhalt seiner Briefe zu wiederhohlen, und unter dem ebenfalls

wiederhohlten Versprechen, mich zu meinen Aeltern zu bringen, bat er mich um meine Liebe. Ich sagte ihm aber gerade zu, daß ich auf den Mann, der eine neue Liebe durch Verrätherey der alten erwerben wollte, kein Vertrauen setzen könnte, und daß, wenn er es gut mit mir meine, er meinen Aeltern von meinem Aufenthalte Nachricht geben möchte. Mein Herz und meine Liebe sagte ich ihm aber, wie sich ohnehin bey einem solchen Flüchtling gebührte, ganz ab. Sichtlich nahm der Bursche meine Erklärung übel auf, und, ob er gleich sich nichts verlauten ließ, so merkte ich doch aus dem Stillschweigen, das er nun beobachtete, und aus der Art, mit der er mich bald wieder zurük in das Haus gehen hieß, daß er sich beleidiget gefunden hatte.

Ich ward wieder in mein Stübchen gesperrt, und diesen Abend ganz allein gelassen. Ich legte mich zeitig nieder, war aber kaum eingeschlummert, als mich ein starkes Getöse vor unserm Hause aufwekte. Eben als ich mich bemühete, durch die, mit eisernen Gittern verwahrten Fenster zu entdekken, was es gäbe, kamen Hübner und das Weib zu mir herein gesprungen, und schleppten mich die Treppe herunter, und in eine Kammer, deren Eingang sie, wie ich hörte, mit verschiedenen Sachen versezten.

Ich wußte gar nicht, wie mir geschah, und konnte mich nicht erhohlen. Bald dachte ich, daß es jezt der Zeitpunkt sey, wo ich meine Befreyung hoffen dürfte, und wollte um Hülfe rufen; bald stellte ich mir wieder vor, daß der Lärm in dem Hause etwas zum Gegenstand haben könnte, das mir bey meiner Entdekkung gefährlich wäre, und schloß meinen schon zum Schreyen geöffneten Mund wieder zu. Endlich hörte ich meinen Namen von einer mir bekannten Stimme nennen. Ich trug nun kein Bedenken laut zu antworten, und in wenigen Augenblikken war die Thür zu meinem Behälter geöffnet, und zu meiner grossen Verwunderung kam mir der Hofrath Baumann entgegen und führte mich heraus.

Er war so froh, wie ich, und wollte nnn sogleich mit Zurüklassung der beyden Personen mit mir forteilen; ich entdekte ihm aber, was mir Hübner von dem Weibe im Hause und ihrem Diebstahle bey meinem Schwager gesagt hatte, und bewegte ihn, nicht so eilfertig zu seyn. Er ging sie deshalb an, und verlangte, daß sie den Ort anzeigen sollte, wo das Geld verborgen wäre. Sie leugnete, aber Hübner widerstand nicht lange, und eröffnete, daß es im Keller sey. Es ward gesucht, gefunden, und Baumann übergab dasselbe, so wie Hübnern und das Weib den Händen der bey sich habenden Gerichte. Wir aber gin-

gen schleunig durch den Wald, und fuhren in einem am Ende desselben haltenden Wagen nach Latterberg, wo mich der Hofrath in einen Gasthof einlogirte.

So ruhig und vergnügt hatte ich lange Zeit nicht geschlafen, als diese Nacht.

Gleich am andern Morgen besuchte mich Baumann, und ich gab ihm alle mögliche Versicherung meiner Dankbarkeit, nur that mir leid, daß ich dem wakkern Manne seine jezt von neuen an mich gethane Bitte um meine Hand nicht gewähren konnte. Nicht als ob mein Herz gar keiner Liebe gegen ihn fähig wäre, sondern weil ich noch ganz von dem Andenken an meinen Karl eingenommen bin. Indessen glaubte ich damahls mit der Zeit mich besänftigen zu können, und schlug daher sein Begehren nicht ganz ab. Er beruhigte sich dabey, und ließ mich auf mein Verlangen wieder hierher bringen, wo ich auch zur Freude der Aeltern glüklich und wohl ankam.

Allein Nachrichten, die während meiner Abwesenheit von dem wahren Hergange der traurigen Geschichte meines lieben Falkens von L***. aus eingelaufen waren, überzeugten mich, daß die Untreue, die der Bösewicht, Flate, ihm angedichtet hatte, ganz ungegründet gewesen war, und ich erfuhr, daß dieser Ruchlose das nähmliche, was er mir vorgedichtet, auch ihm vorgespiegelt hatte,

und

und daß dieser gute Mensch bis an seinen Tod, den ich nun leider! als gewiß erfuhr, mir ergeben geblieben war. Denn ein langer Brief, der vermuthlich dem Verräther entgangen seyn mogte, und den mein Karl an mich geschrieben, und worin er seine traurige Umstände beschrieben hatte, kam durch seinen Wirth in unser Haus, und ich entdekte nun Flatens Betrug.

Das Andenken an meine alte Liebe, die ich nicht einmahl vergessen konnte, da ich Falken für einen Ungetreuen hielt, hat mich nun bey dieser Nachricht mehr als jemahls eingenommen, so daß ich nun noch weniger im Stande bin, dem guten Baumann meine Hand zu geben.

Wie unangenehm mir das ist, kann ich Dir nicht beschreiben. Wird der Mann, dem meine Herzensgeschichte unbekannt seyn muß, mir nicht Undank schuld geben, und mir eine schlechte Denkungsart zutrauen? Und, was mir noch weher thut, wird er nicht glauben, daß ich wegen der gemachten Entdekkung unserer Familie — die ich jezt, ob ich sie Dir gleich auf ausdrüklichen Befehl meines Vaters, der eben jezt, da ich dieses schreibe, von einer Reise, wo sie ihm gemacht ward, zurükgekommen ist, melden soll, gleichwohl vorsäzlich verschweige, um Dich desto eher zu einem Besuche zu veranlassen — — stolz geworden sey und deswegen eine Verbindung mit ihm aus-

schla-

schlage? — Aber doch kann ich nicht anders! Wüßte der gute Mann, wie sehr ich mich bemühe, das traurigste Andenken mir erträglich, und ihm Plaz in meinem Herzen zu machen — er würde mich bedauern, und meine Weigerung nicht übel auslegen.

Siehe! lieber Bruder, so lebe ich ganz mißvergnügt, da zumahl die ganz traurige Lage meiner Schwester, die betrübte Schiksale erlebt und ihren Mann auf eine, Schaudern erregende Art, (wovon Du bey Deiner Gegenwart die nähern Erläuterungen erfahren wirst) eingebüßt hat, und nun krank hier bey uns im Hause liegt, meinen Mißmuth äußerst vermehrt.

Erfülle meine Bitte, und komm bald zu uns, lieber Bruder, unter meinen jetzigen Umständen würde mir Deine Gegenwart sehr viele Aufmunterung seyn. Du wirst doch so viel Zeit haben, Dich Deinen Anverwandten einige Wochen zu gönnen. — Das ganze Haus grüßt Dich, und ich bin Deine Dich liebende Schwester.

## Hundert und neun und achtzigster Brief.

Hanß von Frankenberg zu Frankenberg an den Pfarrer Müller zu Sommerhayn.

Ich danke Ihnen tausendmahl, liebster Freund! für die Liebe, die Sie mir durch Ihren freundschaftlichen Besuch erwiesen haben, obgleich alle Ihre Mühe, die Sie anwendeten, um mir Ruhe zu verschaffen, umsonst verschwendet worden ist. Noch mehr aber bin ich Ihnen für die Veranstaltungen verbunden, die Sie, um mich gegen meines Weibes Zudringlichkeiten zu sichern, getroffen haben. Denn kaum waren Sie weg, als sie in Furien-Gestalt in mein Krankenzimmer zu dringen und mich, bey meiner jetzigen Schwachheit, zu mißhandeln gedachte. Aber die von Ihnen bestellten Aufseher verhinderten ihr Vorhaben und trieben sie in ihre bisherige Wohnung zurük.

Nun sehe ich freylich nichts mehr vor mir, als auf die Scheidung zu klagen, so ungern ich das thun wollte. Aber, was werde ich noch leiden müssen, ehe es dahin kommt! Was wird das Weib toben, ehe ich sie zum Hause hinaus bringe! Indessen ist es bey mir nun gleichwohl beschlossen, Ernst zu brauchen und so bald es meine Gesundheits-Umstände erlauben, so fahre ich nach

Grubheim, und lasse meine Klage bey dem Consistorio durch einen Advocaten anbringen.

Könnte ich mein Gut verlassen und ein Pläzchen finden, wo ich mich bis zu ausgemachter Sache aufhielte, so würde ich es gern thun, damit ich nur nicht endlich noch durch den Zorn gereizt werde, Hand an mein Weib zu legen, welches denn immer sehr übel ablaufen würde.

Ach, bester Mann! was ist das für ein Unglük, wenn man bey seiner ehelichen Verbindung so eine Wahl getroffen hat! Wie glüklich wäre ich, wenn ich nie geheyrathet hätte! — Doch das ist nun nicht ungeschehen zu machen und ich kann nun nichts mehr wünschen, als daß mich die Hand der Obrigkeit von einem Ungeheuer befreye, das mein Leben so vergiftet.

Sie sollen alles erfahren, was ferner vorgeht und, wenn ich am Ende mir nicht zu helfen weiß, so suche ich bey Ihnen eine Freystadt. — Sie nehmen mich doch auf, Lieber? —

Leben Sie wohl!

---

## Hundert und neunzigster Brief.

Der Hofrath Baumann zu Latterberg an Helene Müllerinn zu Sommerhayn.

Meine unbeschreibliche Liebe gegen Sie, Beste, läßt mich die Beendigung meines hier zu vollendenden Geschäftes, so nah sie auch ist, nicht erwarten, und mitten unter meinen Commissions-Acten muß ein Brief an Sie geschrieben werden. Wollen Sie mich noch nicht hören? Jezt, denke ich, hält Sie nichts mehr ab, mich glüklich zu machen, und Sie dürfen nur ein Wort sagen, so bin ichs. O liebes Lenchen, weisen Sie den Mann, der Sie so innig liebt, nicht zurük! Auf den Händen will ich Sie tragen, wenn Sie meine Neigung begünstigen, und Sie sollen an mir den zärtlichsten Gatten finden.

Sie können die Stärke meiner Leidenschaft aus der unabänderlichen Anhänglichkeit leicht erkennen; sollten Sie sich nicht dadurch bewegen lassen, mich glüklich zu machen? —

Thun Sie es, Liebe, und geben mir nur mit einem Worte die Versicherung auf Ihre Hand und mit nie gefühlter Freude eile ich dann zu Ihnen —

Wenn Sie wissen sollten, was ich Ihrentwegen gelitten habe, was ich noch leide! Soll ich Sie nicht besitzen, Helene, so ist mir die Welt ein düstres

dûstres Grab, und nie werde ich glüklich seyn, wenn ich auch in den glänzendsten Umständen leben sollte. Mein Herz kennt keinen Wunsch, als den nach Ihrem Herzen. O daß doch mein himmlisches Lenchen ihn erfüllen wollte! Mit dem zärtlichsten Herzen bittet Sie darum

Ihr

B.

---

## Hundert und ein und neunzigster Brief.

Regine Müllerinn zu Sommerhayn an Charlotte Rhodinn zu Sternheim.

Meine äusserlichen Glüksumstände haben sich unvermuthet sehr gebessert. Der Baron von Lilienthal hat entdekt, daß mein Mann, von dessen Herkunft wir bisher nichts wußten, mit ihm sehr nahe verwandt sey, und diese Entdekkung hat uns durch die Grosmuth dieses edlen Mannes ein beträchtliches Vermögen zugebracht. — Was hilft es uns aber unter unsern drükkenden Umständen? Da liegt meine Aemilie, matt und kraftlos, und ist wegen ihres unglüklichen Schiksals, das Gespräch aller derjenigen, die sie kennen! Wie wenig Vergnügen gewäh-

gewähren doch auch die besten Glüksgüter, bey dergleichen Unannehmlichkeiten! Wie wenig tröstet Geld und Gut bey solchen niederschlagenden Vorfällen, als das Schiksal meiner Tochter ist! Zu gleicher Zeit zwey Personen unglüklich zu wissen, die uns lieb sind, ist wohl eine große Bürde, — und die trägt meine arme Tochter. Freylich kann ich ihr Verfahren nicht billigen. Sie hätte sich vom Anfange strenger gegen Ihren armen unglüklichen Bruder, dessen trauriges Ende ich vom Grunde meiner Seele beklage, bezeigen sollen. Er wäre gewiß nicht so von der Liebe überwältiget worden! Da hat sie aber gegen den Armen zärtlich gethan, diese Zärtlichkeit hat gleich bey ihm, als einem Jüngling, voll von starken Empfindungen, großen Eindruk gemacht, und nun konnte er nicht mehr widerstehn, und ward ein Opfer seiner Leidenschaft.

O wie mütterlich habe ich sie gewarnt! Aber sie hörte mich nicht. Mir ahndete alles, ich sagte ihr, daß ich einen unglüklichen Ausgang ihrer neuen Bekanntschaft befürchtete; aber sie war zu sehr von Ihrem Bruder eingenommen, und glaubte, von der Unschuld ihres Umgangs mit ihm zu sehr überzeugt zu seyn, als daß meine Ermahnungen von Wirkung hätten seyn sollen. Nun ist, was ich fürchtete, wahr geworden. Ach, daß ich doch nie zugegeben hätte, daß Aemilie während der Abwesenheit ihres Mannes sich ausser meinem Hau

se

se aufhalte! — Doch nun ists geschehn, und keine menschliche Macht kann etwas ändern! Verzeihen Sie nur meiner Tochter, daß sie Ihnen und Ihrer Familie, obgleich nicht aus Vorsaz, solche Leiden verursacht hat! Ich danke Ihnen für die ihr erwiesenen grossen Gefälligkeiten und wünschte, meine grosse Schuld auf irgend eine Art vergüten zu können. Nehmen Sie indessen meinen herzlichsten Dank an! — Sollte meine Tochter von ihrer Krankheit wider alles Vermuthen aufkommen, so wird sie ihrer liebsten Freundinn selbst ihre Verbindlichkeit bezeugen. —

Ich empfehle mich Ihnen und Ihrem ganzen Hause.

---

## Hundert und zwey und neunzigster Brief.

Alexander Müller zu Hamburg an den Pfarrer Müller zu Sommerhayn.

Sie werden sich wundern, von Ihrem, vermuthlich ganz verlohren geschäzten Sohn, einen Brief zu erbrechen. — Vor allen Dingen bitte ich Sie wegen des Kummers, den Ihnen meine plözliche Entfernung aus unsrer Gegend verursacht hat, um Vergebung. Die Umstände litten es damahls

 nicht,

nicht, Ihnen von meinem Vorhaben Nachricht zu geben.

Die Fräulein van der Hardt war aus ihres Bruders Hause entflohen, kam an das Dorf, wohin ich mich begeben hatte, und ließ mich heraus zu sich rufen, um mich zu bereden, mit ihr das Vaterland zu verlassen. Ich hatte nur zwey Wege, entweder dem zärtlichsten Frauenzimmer, das sich mir ganz aufopferte, die dringendste Bitte abzuschlagen, und sie in die Hände eines unmenschlichen Bruders zurük zu treiben, oder mich sogleich mit ihr auf den Weg zu machen. Jenes zu thun, wäre einem auch minder empfindsamen Herzen wie das meinige ist, die schwärzeste Bosheit gewesen, ich mußte also, so kränklich ich auch noch war, mich zu dem lezten entschliessen. Da war mir denn unmöglich so viel Zeit übrig, Ihnen von meiner Unternehmung Nachricht zu geben. Es war Abend und wir gingen sogleich mit einander fort, brauchten aber die Vorsicht, einige Kleidungsstükke meines Dorchens in den Fluß bey Reinstein zu werfen, um Simon van der Hardt auf die Vermuthung zu bringen, seine Schwester habe sich ersäuft, damit wir vor seinen Nachstellungen desto sicherer wären.

Wir gingen die ganze Nacht; gegen Morgen aber nahm Dorchen in einem Dorfe einen Bauerwagen und so fuhren wir eine Tagreise, nahmen

denn immer neue Gelegenheit, und kamen bald weit von Reinstein weg. Endlich aber ward ich sehr krank, und wir mußten acht Tage liegen bleiben, ehe ich mich erhohlte. Glük war es, daß Dorchen ihr weniges Geld, das in ihrer Gewalt war, mit sich genommen hatte, sonst würde es uns trübselig gegangen seyn.

Nach meiner Wiederherstellung reiseten wir weiter, und ich könnte Ihnen eine lange Beschreibung von meinem Schiksale geben, wenn ich diese nicht lieber bis auf unsre Zusammenkunft versparen wollte. Dieß sage ich Ihnen nur, daß ich mich mit meinem Dorchen durch Priesterliche Hand verbinden ließ, mit ihr eine Ehe führte, die gewiß die glüklichste auf dem Erdboden war, sie aber leider! nun eingebüßt habe und durch ihren Verlust unglüklich bin. Ich habe mir daher vorgenommen, zurük in mein Vaterland zu kehren, um in dem Schoose meiner Aeltern und Geschwister Trost zu suchen! nur hat mich bisher die Furcht, meine Geschichte mit der Fräulein möchte bekannt worden seyn, und ich bey meiner Ankunft Verdrießlichkeiten zu erwarten haben, abgehalten, mein Vorhaben auszuführen. Melden Sie mir doch, wie die Sachen stehen, und ob ich es wagen darf, mich wieder bey Ihnen sehen zu lassen. Dann will ich sogleich kommen und Ihnen die Hände küssen.

## Hundert und drey und neunzigster Brief.

Der Consistorial-Secretair Flucht zu Grubheim an den Pfarrer Ludwig zu Eichenthal.

Was hast Du schon wieder für einen, Dich und Dein Amt entehrenden Streich gemacht! Schämst Du Dich nicht, daß Du als ein Geistlicher, der den Menschen die Barmherzigkeit, als die schönste Tugend predigen soll, mit Deinem Nächsten so umgehst? Siehe, der alte Oberhofprediger weiß alles. Es ist ihm geschrieben worden, daß Du einen Mann, der Dich für seinen Freund hielt, einen Wechsel hast präsentiren und ihn zu Arrest wollen bringen lassen. Der Mann betrübt sich herzlich, daß Du gar nicht zu bessern bist. Ich warne Dich nochmals als ein Freund, hüte Dich ja, daß Du nichts wieder vornimmst, was Dich vor das Consistorium bringen kann! Dann ist gewiß keine Barmherzigkeit und Du mußt Deine Pfarre mit dem Rükken ansehen.

Du mußt ja gar nicht glauben, was Du lehrest, oder Du mußt denken, Du wärest davon ausgenommen. Beydes ist abscheulich, und doch weiß ich ausserdem nicht, wie Du solche Dinge vornehmen kannst. Ich dächte, Du sollst wenigstens

stens aus Liebe zu Deinem alten Vorgesezten Dich anders betragen.

Noch einmahl, laß Dich warnen!

---

## Hundert und vier und neunzigster Brief.

Karl Helbig zu Arnswalde an den Hofrath Redlich zu Uttenhof.

Ich bin wieder der über alles glükliche Mann, der ich vor der Ihnen bekannten, schwarzen Zwischen-Scene war.

Unsere Herreise war vergnügt, nur ward dieses Vergnügen, ausser der Erinnerung an Lindenfelds unglükliches Schiksal noch durch einen neuen Vorfall getrübet. Ich traf unterwegs in dem nähmlichen Gasthofe, wo Lindenfeld seinen Tod fand, einen alten Universitäts-Bekannten als Recruten an. Er war von seinem Werber geschlossen worden, weil er schon versucht hatte, durchzugehen, und er sas da, wie ein Delinquent. Gleich bey unserm Eintritte erkennte er mich und ich ihn. Thränen flossen ihm aus den Augen, und gern hätte ich seinen Zustand geändert, wenn es in meinem Vermögen gestanden hätte, ob er gleich

gleich bey aller seiner Demuth eine furchtsame Zurükhaltung gegen mich äusserte, die mich einiger Massen von ihm entfernen mußte. Ich wollte mich mit ihm in ein Gespräch einlassen, und mich um seine Umstände erkundigen; allein sein Anführer hieß ihn sogleich aufstehen, und kaum hatte ich so viel Zeit, ihm etwas zuzustekken, als er schon mit dem Werber davon gehen mußte.

Der Zustand dieses Menschen und Lindenfelds Ende haben auf mich einen bleibenden Eindruk gemacht, und ich kann mir das Bild von dem betrübten Loose dieser Personen nicht aus den Gedanken schaffen.

Wie wunderbahr ist doch die Bestimmung mancher Menschen! Einer lebt eine lange Reihe von Jahren einförmig weg, ohne von grossem Glük oder Unglük sagen zu können. Ein andrer hat nichts als gute Tage, alle seine Wünsche werden erfüllt, er geht an jedem Morgen neuen Vergnügungen entgegen, und jeder Tag zeichnet sich bey ihm durch Vermehrung seiner Freuden aus, ob er gleich ein Müssiggänger, ein Falscher, ein Pflichtvergeßner, ein Spieler ist! Ein Dritter hat nichts als Jammer und Noth. Alles was er anfängt, endigt sich zu seinem Unglük. Er arbeitet und muß Mangel leiden, er betet, und hat keinen Segen, er bemühet sich, jedem Menschen zu dienen, und findet keinen Freund, der sich sei-

ner annehmen wollte, er erfüllt seine Pflichten auf das strengste, und niemand danket ihm, er ist geschikt, und bleibt unbemerkt im Staube. Einer läuft bis zum weitsten Ziel des menschlichen Alters, ein anderer muß in der Blüte seines Lebens ins Grab welken.

Gott, wie so mannigfaltig theilst du den Menschen die Schiksale aus! Wie sehr fühle ich, daß, wenn es auf Würdigkeit ankommen sollte, ich das viele Gute nicht haben dürfte, dessen mich deine Vatergüte gewürdiget hat! Denn worin bin ich besser als andre, deren Schiksal so gar weit von dem meinigen abstehet! — Ach, laß mich ja gegen jeden Unglüklichen immer Liebevoll seyn, und, wo es mir möglich ist, ihm in seinen Umständen Erleichterung verschaffen! Laß mein Herz bey dem Anblikke eines Leidenden nie fühllos seyn! Dies ist wohl der beste Dank, den ich dir, für die Gnadengeschenke deiner Hand, für hinlängliches Auskommen, eine glükliche Ehe und ein ruhiges Herz — die besten Glüksgüter der Menschen — bringen kann. —

Ich bin ganz weich bey diesen Betrachtungen geworden! — Ich muß schliessen, so unordentlich mein Brief seyn mag, und so wenig ich Ihnen noch alles gesagt habe, was ich sagen wollte. Leben Sie wohl!

---

## Hundert und fünf und neunzigster Brief.

Der Amtmann Sturz zu Liebenau an den Hofrath Baumann zu Latterberg.

Ich habe Ihnen viel Neues zu sagen, lieber Herr Hofrath, das ich bey einem Besuche, den ich dem Pfarrer Falk vor kurzem machte, erfahren habe. Dieß Neue hat zwey Theile, einen angenehmen und, leider! auch einen unangenehmen. Ich sage Ihnen jenen zuerst, weil er Sie und Ihre Herzensangelegenheiten nahe angeht. Denken Sie nur, des Pfarrer Müllers, bisher ganz unbekannt gebliebene Herkunft hat sich entdekt! Und dieß ging so zu. Er hatte dem Baron von Lilienthal seine ganze Lebensbeschreibung gegeben, und da darin vorkam, daß der Pfarrer, als ein Kind, von einem fremden Edelmanne im Thüringer Walde gefunden worden sey, der Baron aber seinen Großvater immer hatte erzählen hören, daß er sein erstes Kind auf einer Reise verlohren, und deshalb eine eigene Disposition auf den Fall gemacht hätte, wenn von diesem Kinde wieder etwas in Erfahrung gebracht werden sollte, ihm aber deren ganzer Innhalt unbekannt war; so reisete er sogleich nach Haßstadt, wo sich seine Familie ehemals aufhielt, und wo diese Disposition in den dasigen Gerichten aufbewahrt war. Er fand sie bald, fand darin die

Erzählung, daß sein Großvater im Jahre 1730. auf einer Reise durch den Thüringer Wald bey Walthershausen von Dieben sey angefallen, überwältiget, beraubt und gebunden mit seiner Gemahlinn und Leuten in das Gebüsche geschleppt werden, wo er einen ganzen Tag habe liegen müssen, ehe ihn Jagdleute des Fürsten von S. entdekt und befreyet hätten, daß er aber dabey sein bey sich gehabtes dreyjähriges Kind verlohren, und nie wieder etwas von demselben erfahren habe.

Ob nun gleich sein Grosvater, nach seinen eigenen Aeusserungen, nicht vermuthete, daß, da nach so vielen Jahren von diesem Kinde nicht das geringste entdekt werden konnte, deshalb je noch etwas an den Tag kommen würde, so hatte er doch ausdrüklich disponirt, daß sein Sohn, des jetzigen Baron von Lilienthals Vater, diesem verlohrnen Kinde, wenn von dessen Daseyn noch Nachrichten aufzubringen seyn möchten, zehn Tausend Thaler auszahlen sollte.

Offenbahr war nunmehr aus dieser Nachricht, daß der Pfarrer Müller dieses verlohrne Kind, und also des Barons sehr naher Verwandter sey. Der Baron stand auch bey seiner Rükkunft nicht an, den Pfarrer zu sich hohlen zu lassen, ihm seine Herkunft bekannt zu machen und auf die zehn Tausend Thaler Anweisung zu geben. So wenig der Mann durch dergleichen Dinge einzunehmen ist, so ver-

vergnügt war er doch bey Anhörung dieser neuen Mähr, ob ihm gleich der Baron die zehn Tausend Thaler, die er aus übertriebener Gewissenhaftigkeit nicht annehmen wollte, aufdringen mußte, und reisete, äuserst gerührt über die so unerwartete Wendung seiner Glüksumstände, nach Hause.

Am Tage nach seiner Abreise kam ich zu dem Pfarrer Falk. Er war bey dem Baron gewesen, und kam am Abend vorher spät nach Hause, und ich muß Ihnen nun das unangenehme erzählen, das hier vorging. Schon vor seiner Zurükkunft war der Junge, den der Pfarrer in der Auferzucht hat, davon gelaufen, und niemand wußte, wohin. Falk lamentirte gar sehr über seine Entfernung, so, daß ich mich selbst auf den Weg machte, um ihn auszuspüren, aber unverrichteter Sache zurük reisen mußte. In der Nacht darauf ward Lärm in Kirchberg, und es lief die Nachricht ein, daß auf dem Gute des Barons Feuer ausgekommen wäre. Wir eilten dahin, die Flamme hatte aber bey unserer Ankunft schon so um sich gegriffen, daß keine Rettung mehr möglich war, und beym Anbruche des Morgens lag das Schloß bis auf die Mauern in der Asche. Glük war es immer noch, daß die Scheunen und Wirthschaftsgebäude gerettet werden konnten.

Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie gelassen der Baron bey dem Unglük vom Anfange bis zu

Ende

Ende war, wie gefaßt er alle nöthigen Anstalten zu treffen wußte, und mit welcher Gegenwart des Geistes er bey dem Zudringen vieler fremden und unbekannten, zur Ausräumung der Mobilien herbey gekommenen Personen, die Einrichtung zu treffen wußte, daß das, was aus der Flamme gerettet ward, kein Raub diebischer Hände werden möchte. Ausserordentlich habe ich mich über den Mann gewundert; er muß eine große Stärke des Geistes besitzen. Seine Gelassenheit verließ ihn auch am folgenden Tage nicht, wo er die Personen, die zur Rettung herbeygeeilt waren, sehr großmüthig beschenkte, und ihnen mit so vieler Herzlichkeit dankte, als ob sie ihm alles gerettet hätten.

Der arme Mann, wie sehr ist er zu bedauern, da zumahl, allem Vermuthen nach, eine verruchte Hand das Feuer angelegt hat. Denn die Entfernung des Jungens aus Falkens Hause und die Nachricht, daß er mit einer Weibs-Person gesehen worden, läßt sehr wahrscheinlich muthmassen, daß dieß des Knabens Mutter, Mariane Nagelinn, ein verworfnes Geschöpf, gewesen, und für die Urheberinn dieses Unglüks zu halten sey, da zumahl diese Muthmassung durch Drohungen, die sie vor einiger Zeit von sich hat hören lassen, noch mehr bestärkt wird. Der Baron gibt sich viele Mühe, die Sache an den Tag zu bringen und

ich wollte selbst wünschen, daß er etwas ausrichtete. –

Was sagen Sie nun aber dazu, daß Ihre Braut zur Baronesse geworden ist! Wüßte ich nicht gewiß, daß diese Veränderung des Standes auf die Denkungsart Helenens keinen Eindruk machen wird, so wäre mir leid um Sie! Helene aber ist zu edeldenkend, als daß dies ihre Gesinnung ändern könnte.

Indessen rathe ich Ihnen nun doch, nicht lange zu zaudern, der schwarze Boksfus hat doch manches Mahl sein Spiel. Ich wünsche herzlich, ehestens zu erfahren, daß Sie glüklich in ihrer Liebe gewesen sind.

Mit Hochachtung bin ich u. s. w.

---

## Hundert und sechs und neunzigster Brief.

### Charlotte Rhodinn zu Sternheim an Reginen Müllerinn zu Sommerhayn.

Aus dem Innersten meines Herzens wünsche ich Ihnen, würdige Frau, und Ihrer ganzen, mir schäzbaren, Familie, zu der so wichtigen Entdekkung die Sie mir gemeldet haben, Glük, und bitte Sie, und Ihre mir so liebe Aemilie, auch bey

der

der Veränderung ihres Standes mich fernerhin unter ihre Freunde zu zählen. — Ach wie sehr sehne ich mich nach Ihrer guten Frau Tochter! Wäre sie doch bey uns geblieben und hätte unsre damalige Entfernung nicht so ganz wider unsern Willen erklärt! Die Umstände meines Bruders machten es zu jener Zeit nothwendig, ihn nicht zu verlassen, und da wir dann auf das Zimmer Ihrer und meiner Aemilien kamen, so war sie zu unsrer großen Kränkung heimlich weggegangen. —

Es scheint, Sie sind noch immer in dem Wahne, als ob mein Bruder an der, von dem unglüklichen Lindenfeld empfangenen Wunde gestorben sey, worin Sie vielleicht der Umstand bestärkt haben mag, daß ich die an Ihre Frau Tochter bey mir eingelaufenen Briefe ohne Umschlag und Nachricht an Sie abgeschikt habe; allein, Gott sey Dank! er ist, freylich wider alle Hoffnung, glüklich hergestellt und der Mangel einer Nachricht von mir ist blos seinen damals mißlichen Umständen zuzuschreiben. Er ist wieder ganz gesund und mit Ihrem Herrn Sohne, dem Professor, der auf einer Reise nach H. hier durch passirte und ihn, als einen Bekannten von Akademien her, ihm Gesellschaft zu leisten, bat, nach H. gereiset, und beygehender Brief, den er vor seiner Abreise, an Aemilien zu bestellen, mich gebeten, hat, ist ein Zeuge seines Lebens. Wollen

Sie die Güte haben, denselben Ihrer Frau Tochter einzuhändigen und mich ihr bestens zu empfehlen, so danke ich Ihnen für Ihre Gütigkeit mit demjenigen ergebenen Herzen mit welchem ich ewig die Ihrige bin.

---

## Hundert und sieben und neunzigster Brief.

Ernst Rosenfels zu Sternheim an Aemilien Lindenfeld zu Sommerhayn.

Ich lebe noch Liebe! ja! — wider alle menschliche, wider meine eigne Erwartung, wider meinen Wunsch, lebe ich noch! — Ach Aemilie wäre ich lieber hingewandelt, in das Thal des Todes! — Denn gern trete ich Ihnen nicht unter die Augen, ich, der ich Sie, wiewohl unschuldig, um Ihren Mann bringen mußte. — Doch was würde mir Zurükhaltung helfen! Sie sind noch immer mein einziger Wunsch in der Welt, und werden es bleiben, so lange ich noch wünschen kann. Vergeben Sie mir alles, wodurch ich Sie beleidiget habe, ich that wahrlich nichts willkührlich. Ein unüberwindlicher Zug zu Ihnen, hat alle meine Handlungen hervorgebracht, nicht mein Verstand — der mich freylich hätte leiten sollen, aber

zu meiner und aller derjenigen Beschämung, die so viel von der Herrschaft der Vernunft über die Leidenschaft reden können, nicht geleitet hat — nur mein Herz, mein verwundetes Herz hat mich regirt. Ach, daß doch die Geschichte dieses Herzens jedem Beobachter der menschlichen Handlungen ganz bekannt seyn möchte. Er würde Erscheinungen finden, die ihm vorher ganz unglaublich vorkamen, so wie mir selbst diese Empfindungen unglaublich vorkommen würden, wenn ich sie, leider! nicht selbst erlebt hätte. — O wie wenig ist mein jetziger Zustand meinen vorigen Grundsätzen angemessen! Wie oft verlachte ich die Leiden eines Liebenden! Wie oft schalt ich den einen Thoren, den eine unglükliche Liebe regierte! — Ich habe aber gefunden, was sie vermag.

Ja, theuer, ewig geschäzte Aemilie, nichts in der Welt kann Ihr Bild aus meiner Sele bringen, kann den Wunsch in meiner Sele vertilgen, an Ihrem Herzen Antheil zu haben. Ach, wie habe ich gekämpft und gestritten, und doch — nie gesiegt! — Wie viel habe ich gelitten, ehe ich mich Ihnen entdekte, wie viel habe ich nachher gelitten, wie viel leide ich noch! — Geben Sie mir die ganze Welt — ohne Sie wird meine Sele doch leer seyn! Auf mich und meinen Zustand

in Rükſicht auf Sie paßt recht die Stelle des Dichters:

> Mit Dir iſt mir die finſtre Wüſte ſchön,
> Und ohne dich die Welt ein Grab.

Kurz, keine Kraft iſt vermögend, meine Neigung auszulöſchen! — Göttliche Aemilie, iſt es möglich, ſo gebieten Sie, daß mein Herz aufhöre zu bluten! — Jezt ſteht es ganz in Ihrer Gewalt. —

Doch ich bin ungeſtüm, wie kann ich unter Ihren jetzigen Umſtänden dergleichen Anträge wagen! — Aber Engel, werden Sie drum nicht böſe auf mich und laſſen die ſtarken, unüberwindlichen Empfindungen meines Herzens für mich reden. Ich will gern warten, wenn ich nur erſt wiſſen ſollte, daß ich Ihnen nicht ganz gleichgültig ſey. Liebe, gute Aemilie, geben Sie mir dieſe Verſicherung, und ich danke Ihnen mit dem gerührteſten Herzen dafür!

---

Hun-

# Hundert und acht und neunzigster Brief.

## Der Pfarrer Müller zu Sommerhayn an den Baron von Lilienthal zu Dobberlingen.

Ich muß die öftern Veränderungen meines Schiksals und den steten Wechsel des Glüks und Unglüks, der mich immer trifft, sehr bewundern. Wie vergnügt reisete ich von Ihnen weg, und wie wenig bin ich es jezt! Obgleich auf der einen Seite die Freude über die Entdekkung meiner Herkunft, über die Zurükkunft meiner Helene und über die Hoffnung meinen ältesten Sohn wieder zu sehn, den ich ganz verlohren geschäzt und von dem ich doch unvermuthet einen Brief aus Hamburg erhalten habe; obgleich dieß alles, an sich betrachtet, mich sehr zur Heiterkeit aufmuntern könnte, so beugt mich doch das Schiksal meiner Aemilie, die ihres Mannes, dessen Charakter sich zulezt in keiner vortheilhaften Gestalt gezeigt hat, durch einen Wetterstrahl beraubt worden ist, und nun, nach mancherley unangenehmen Vorfällen, siech und krank hier bey mir lieget so sehr, daß gar kein Gefühl gegen irgend eine angenehme Erscheinung in mir rege werden will.

Es scheint nunmehr, als ob ich in dieser Welt kein ganz vergnügtes Leben zu erwarten hätte.

Wie des grausen Donners schwarze Wolke
Oft den heitern Horizont umhüllt,
Und, Verheerung drohend, allem Volke
Das erschrokne Herz mit Schauder füllt:

So schwärzt meines ganzen Lebens Tage,
Eines steten Unglüks bange Nacht,
Dunkel irr' ich meinen Gang und klage
Jammernd über meines Unfalls Macht.

Immer ist auf meines Schiksals Wage
Jene Schale, wo mein Unglük liegt,
Vollgefüllt von Kummer und von Plage,
Daß sie die der Freuden überwiegt. —

Jammer trübt mein Leben; schon am Morgen
Meiner Jahre herrschte Mitternacht,
Da ein andrer ohne Harm und Sorgen
Seine ganze Lebens-Zeit durchlacht!

Kaum daß eines Kummers Lasten weichen
Warten andre schon und drängen sich
Zu der, erst befreyten, Schulter — beugen
Mit Verdopplung ihrer Schwere mich.

Wenn des Frühlings Blume jedem Auge
Ihres Kleides Wonne-Anblik schenkt
Und die Rose mit dem Zauberhauche,
Jedes Menschenherz mit Freude tränkt;

Dann sieht mein bethräntes Aug' im Dunkel,
Das mich stets umringt, das Schöne nicht,
Das Aurikel, Hyacinth, Ranunkel,
Rose, Tulpe, Nelke ihm verspricht.

Und

Und so wandle ich im finstern Thale,
Das des Grabes Finsternissen gleicht,
Wo die Hoffnung mit dem schwachen Strale
Auch der Morgen-Dämmerung nicht gleicht.

Kein Erretter ist an meiner Seite,
Und mein Freund kennt keinen Trost für mich,
Auch der Beste weiß bey meinem Leide,
Nichts als jenen Wunsch: Gott rette dich!

Und so fließt die Thräne ganz vergebens? —
Blutet denn umsonst mein wundes Herz?
Und so manches Glük des Menschenlebens —
Ward mein Theil und mindert nicht den Schmerz?

Ach! — des Menschen Bestes ist mir nicht beschieden,
Was ist ohne innre Ruhe, Glük?
Doch nur du, Gott! schenkst dem Menschen Frieden,
Und von dir auch kommt ja mein Geschik!

Du sah'st mich mit meines Lebens Loose,
Schon von Ewigkeit im hellen Licht,
Sorgtest schon für mich im Mutterschoose,
Und vergiß'st bis jezt noch meiner nicht.

Du erschufst mich — sollt das beste Wesen,
Sein Geschöpf zu ewgem Unglük weyhn?
Nein! Du wirst es aus dem Druk erlösen
Und der Schöpfer seiner Freude seyn. —

Warum sollt ich nun in trüben Tagen,
Wenn mich alles — alles oft verläßt,

 Schwer-

Schwermuthsvoll und halb verzweifelnd klagen,
Da ich weiß, daß Gott mich nicht verläßt.

Ich will meines ganzen Lebens Sorgen
Ihm befehlen und gelassen seyn,
Und von ihm erwarten, wenn der Morgen
Meiner Ruhe mich einst soll erfreun.

Seiner Vorsicht Auge schließt kein Schlummer
Sorgsam sieht es stets auf mich herab,
Und es mein Bestes, wenn er Kummer
Mir für andrer Menschen Freuden gab.

Er erquikt noch einst auf banges Leiden,
Das jezt meine matte Sele beugt,
Meinen Geist mit dauerhaften Freuden,
Die der Sohn vom Staube hier erreicht.

Sollt's auch seyn, daß meiner Wehmuth Thränen
Erst vertroknen, wenn mein Auge bricht,
Sey's! ich sehe durch des Grabes Scenen
Eines ewig schönen Morgens Licht.

Hat mir doch Gott nirgends versprochen, daß ich in diesem Leben gute Tage haben soll.

Hier ist nur mein Prüfungsstand,
Hier ist nicht mein bleibend Erbe,
Dort! — dort ist mein Vaterland,
Das ererb ich, wenn ich sterbe.

Mein Vater im Himmel hat gewiß seine väterlichen Absichten bey meiner Führung, so wenig ich

ich ihren Zusammenhang jezt einsehn kann. Ich will geduldig seyn, wenn ich auch gleich noch härtere Schiksale tragen müßte. Dort wird es doch lichte werden. Die Stelle der Schrift: „Was ich jezt thue, weißt du nicht, du wirst es aber hernach erfahren" die mein Herz so oft in seinem Elende aufrichtete, soll mich auch jezt vor der Unzufriedenheit verwahren.

Ihren Vorschlag, Herr Baron, mein Amt niederzulegen und meine noch übrige, vielleicht kurze, Lebenszeit bey Ihnen zuzubringen, kann ich, nach reifer Ueberlegung dennoch nicht annehmen. Ich bin noch im Stande meiner Gemeinde, die mich liebt und meine Entfernung ungern ansehen würde, zu dienen; warum sollte ich sie, eines bequemern Lebens wegen, verlassen? Ich kann noch Nutzen stiften, mein Pfund kann noch wuchern; wäre ich nicht ein untreuer Knecht, wenn ich es vergraben wollte? Wäre ich der Gesundheit werth, die mir der liebe Gott schenkt, wenn ich mich der Arbeit entziehen wollte? — Nein, ich will bleiben und mein Amt besorgen, so lange ich noch Kräfte dazu habe.

Ich werde auch von der Entdekkung meiner Herkunft nie Gebrauch machen, und meine Kinder werden es auch nicht thun. Will sie der Soldat sich zu Nuz machen, so soll es ihm frey stehen, weil es ihm zu seinem Glük beförderlich seyn kann. Für uns andere würde es eine unverzeyliche Eitel-

keit

keit seyn. Ich will meinen Namen behalten, den mir mein erster Pflegevater aus dem Grunde gab, weil das erste Haus, das er nach meiner Entdekkung im Thüringer Walde antraf, eine Mühle war. Bleiben Sie nur mein Freund, und gönnen mir, mich den Ihrigen nennen zu dürfen; dieß ist Glüks genug für mich. Ich bin auch überzeugt, daß Sie mir das nicht übel nehmen werden. Sie haben mir ja so oft gesagt, wie wenig Sie aus dem Adel machen könnten. Und es ist ja auch warlich nichts damit. Rechtschaffenheit und Redlichkeit, treue Erfüllung unsrer Pflichten gilt ja wohl vor Gott im Himmel und jedem ehrlichen Manne mehr, als eine Menge Ahnen an sich allein ohne Tugend und Rechtschaffenheit gelten können. Wenigstens war immer der Edelmann der sich auf seinen zufälligen Vorzug so viel zu gut zu thun wußte, daß er bürgerliche Personen, wenn sie auch noch so verdienstvoll waren, kaum über die Achsel ansah, in meinen Augen ein Unwürdiger. Edelleute kann man ja wohl alle Tage machen, aber geschikte und rechtschaffne Menschen nicht! Freylich muß man sich bey solchen Gesinnungen über die herrschende Denkungsart der Menschen wegzusetzen wissen! denn Demüthigungen bleibt man immer ausgesezt. Ich habe Adeliche gekennt, die, wenn sie in einer Gesellschaft von Bürgerlichen waren, mit Hohn von denjenigen

redeten, die sich auf ihr von etwas zu gute thun, und doch dann, wann sie Edelleute um sich herum wußten, selbst diejenigen Bürgerlichen Personen, bey denen sie vorher über den Adel spotteten, kaum bemerken wollten. —

Noch muß ich Ihnen melden, daß Hardt im Arrest und daß die Weibs-Person, die meinen Schwiegersohn bestahl, und dann Helenens Aufseherin war, als sie in die Hände des Herrn van der Hardt kam, mit dem gestohlenen Gelde eingezogen worden ist, und so wie der junge Mensch, des Pfarrer Hübners Sohn, mit dem sie herum zog, ein hartes Schiksal zu erwarten hat. Die meinem Schwiegersohne entwendeten vier Tausend Thaler sind meiner Tochter bereits, ohne viele Umstände, ausgezahlt worden.

Ich danke Ihnen nochmals für die mir erwiesene Güte, und empfehle mich Ihrem ganzen Hause! Halten Sie Ihr Wort und besuchen mich bald, ich erwarte Sie mit Sehnsucht.

## Hundert und neun und neunzigster Brief.

Derselbe an Alexander Müller in Hamburg.

Ja wohl hatte ich Dich verlohren geschäzt, lieber Sohn! desto vergnügter war mir die Nachricht, daß Du noch lebest und gesund seyst. Immer eile zurük zu Deinen, Dich mit Freuden erwartenden Vater. Du hast gar nichts zu besorgen, denn die Geschichte, die Du mir erzählt hast, ist noch zur Zeit hier ganz unbekannt, und Dein Feind ist auch jezt in solchen Umständen, daß er Dir nicht mehr schaden kann. Ich habe seit Deiner Entfernung noch vieles Elend erfahren müssen, das ich Dir mündlich erzählen will. Du wirst viel verändert finden, wenn Du kommst.

Beschleunige Deine Hierherreise, wir erwarten Dich insgesammt mit großem Verlangen.

## Zweyhunderter Brief.

Der Hofrath Redlich zu Uttenhof an Karl Helbig zu Arnswalde.

O wie bin ich jezt an Heymen gerochen, ohne daß ich nöthig gehabt hätte, Rache zu suchen! Er ist gefallen und tiefer als jemand glauben sollte. Und nun hat sich auch eine Sache, die zwey Jahre ein Räthsel war, aufgeklärt.

Von Kronenfeld, ein braver, geschikter und bey jedermann beliebter Mann, der dem Archive vorstand, verließ zu jener Zeit plözlich das Land und niemand wußte, warum? Nun wird es offenbahr. Heym hat ihn verleitet, ihm ein Document anzuvertrauen, worin eine der vorzüglichsten Gerechtsame unsers Herrn gegen seinen Nachbar gegründet ist, diese Urkunde hat Heym aus Habsucht dem Fürsten von G. eingehändiget, weil er dadurch ein Stük Geld gewann. Der arme Kronenfeld, der sich so schändlich hintergangen sah, mogte glauben, die Verantwortung würde deshalb ganz auf ihn fallen und hat sich deshalb von hier weg begeben und niemand weis noch, wo er hingekommen ist. Die Sache selbst ist nicht eher, als vor kurzem entdekt worden und Heym hat sich eilend in die Residenz des Fürsten von G. geflüchtet.

Habe

Habe ich nicht so mehr Genugthuung, als wenn ich sie selbst gesucht hätte? — O, die Regel ist mehr als etwas in der Welt wahr, daß man, um recht gerochen zu werden, die Rache der Vorsicht überlassen müsse. — Vergessen Sie diesen Vorfall nicht, lieber Sohn, und wenn Ihnen ein gleiches Schiksal, wie mir, begegnen sollte, so wenden Sie diese Lehre an, und suchen sich nie selbst zu rächen. Glauben Sie aber ja nicht, daß ich über das unglükliche Schiksal meines Feindes eine Freude haben sollte! Könnte ich ihm helfen und in seine vorigen Umstände setzen, ich würde es mit Vergnügen thun, und noch froher würde ich dann seyn, wenn ich sein Herz ändern und ihn zum rechtschaffenen Mann machen könnte — Aber wenn man sieht, daß der Feind nicht zu bessern ist, ob ihm gleich die Hand dazu geboten wird, und dann die Vergeltung über ihn kommt, dann muß man ihn wohl seinem Schiksal überlassen.

Es ist doch ein großes Glük für jeden Menschen, wenn er sich in alles, was ihm begegnet, mit Klugheit zu finden weiß, und seinen Affekten nicht nachgeht.

Wäre ich gegen Heymen nicht so kaltsinnig verfahren, hätte ich, wie man sagt, Himmel und Erde über seine Beleidigungen bewegt; so wäre meine Sache vielleicht schlecht ausgeschlagen. Ich

hätte dann wohl meinem Feinde eine Blöße gegeben, die er zu meinem Schaden genuzt haben würde.

Hätte Lindenfeld mir vom Anfange gefolgt, so würde sein Schiksal gewiß nicht so traurig gewesen seyn. Aber er that es nicht, ging seinen Leidenschaften nach und fand sein Unglük dabey. Ich bedaure ihn sehr, und hätte nimmermehr geglaubt, daß er ein heimlicher Bösewicht sey, wie er nach seinem eignen, lezten, und desto gewissern Bekenntnisse wirklich gewesen ist.

Aber der arme unglükliche Kronenfeld, der brave Mann, kommt mir nicht aus dem Sinne. Als er damals so plözlich von hier weggegangen war, kam es mir nicht in die Gedanken, diese Verrätherey zu vermuthen, ich erstaunte zwar über den von ihm gethanen Schritt, aber, weil man keine Ursache davon wußte, so konnte auch mein Mitleiden nicht rege werden; nun aber verfolgt mich sein Bild auf allen Schritten. Wer weiß, wie viel er bisher hat leiden müssen und ob er nicht schon ein Opfer des Mangels geworden ist. Und doch ist sein Vergehen so groß nicht. Es ist wahr, nach seiner Instruction durfte er keinem Menschen eine Urkunde aus dem Archive anvertrauen, allein es war doch kein aus Bosheit begangenes Verbrechen, wenn er sich von einem Manne von Heyms Stand verleiten ließ, ihm je-

nes Document auf kurze Zeit zu communiciren. Ein ehrlicher Mann, wie Kronenfeld, konnte gar nicht muthmaßen, daß Heym so untreu gegen seinen Herrn handeln würde. Und wenn er dann nun die ganze Sache, da sie einmahl nicht zu ändern war, sogleich entdekt hätte! Seine Strafe hätte ja so groß nicht seyn, noch weniger den Verlust seines Dienstes nach sich ziehen können.

Aber so sind freylich alle diejenigen, die ein zartes Gefühl von Ehre haben. Auch ein Vorwurf, ein Verweis ist ihnen so empfindlich, daß sie lieber alles verlassen, als schamroth gemacht werden wollen. Gott sey bey dem Armen, wo er auch sich aufhalten mag! Wenn sein Aufenthalt nur nicht noch entdekt wird. Er würde dann noch mehrern Verdrüßlichkeiten ausgesezt seyn, als wenn er nicht geflohen wäre und die Sache gleich angezeigt hätte.

---

Zwey-

## Zweyhundert und erster Brief.

### Der Hofrath Baumann zu Latterberg an den Amtmann Sturz zu Liebenau.

Die Nachricht, die Sie mir gaben, lieber Amtmann, ist mir unerwartet und unangenehm gewesen. Lezteres um deswillen, weil ich nun, mein Herz mag sagen, was es will, und bluten, wie es will, meine Absichten auf Helenen ganz aufgeben muß. Denn eine Verbindung mit einem adelichen Frauenzimmer zu suchen, ist ganz wider meine Grundsätze, und die gebe ich schlechterdings nicht auf, weil sie auf sehr feste Ueberzeugung gegründet sind.

Freylich wird es mich viel kosten, meine Liebe die durch den Anschein von Hoffnung, den ich gehabt habe, stärker als jemals ist, zu überwinden! — Ich werde unendlich leiden müssen, lieber Amtmann, aber es sey! — Halten Sie meine Vorstellung ja nicht für eine Grille! — Hätte ich Helenens vollkommene Liebe vor dieser Entdekkung gehabt, und sie wollte ihre Gesinnungen gegen mich nachher nicht ändern, so würde ich bey der Veränderung ihres Standes kein Bedenken haben; da sie aber vorher meine Bitte nicht erfüllte, so darf ich nunmehr nicht wieder bey ihr

anfragen, wenn ich meine Denkungsart nicht verläugnen will.

Nur das will ich Sie bitten, wenn Sie erfahren sollten, daß Helene mein Stillschweigen etwa auf eine für mich nachtheilige Art auslege, daß Sie ihr den Irrthum benehmen; wiewohl ich, nach Ihren bisherigen Weigerungen, so etwas nicht fürchten darf.

Wie hart ist doch der Schmerz einer unglüklichen Liebe; ich hätte dieß nimmermehr geglaubt, noch weniger, daß ich solcher tiefen Empfindung fähig wäre. Keine Arbeit, keine Veränderung ist im Stande in meinem Herzen etwas umzuschaffen! — Ich muß meine Heilung nun ganz der Zeit überlassen und, ob sie gleich langsam erfolgen sollte, geduldig seyn.

Leben Sie wohl lieber Sturz und grüssen Sie Ihr Weibchen.

---

## Zweyhundert und zweyter Brief.

**Alexander Müller zu Hamburg an den Pfarrer Müller zu Sommerhayn.**

Ehe ich noch von Ihnen auf meinen ersten Brief Antwort erhalte, ehe ich mich genöthiget, zum zweyten Mahle an Sie zu schreiben, und dieß, einer gemachten Entdekkung wegen, die Sie sehr nah angeht. — Ich erzähle Ihnen ohne Umschweife, was mir begegnet ist.

Als ich vor einigen Tagen einen Spaziergang vor die Stadt gemacht hatte, verspätete ich mich, und die Nacht übereilte mich, ehe ich noch an die Häuser kam, die vor Hamburg einzeln stehen. Der Weg war außerordentlich schlecht, und ich erreichte kaum das erste Haus als ich, ganz ermüdet, auf einem da stehenden Stein niedersank. Es war schon spät in der Nacht und ich sah voraus, daß ich nicht weiter kommen würde, entschloß mich daher — freylich etwas unverschämt — bey dem Herrn des Hauses mich zu melden und um Aufnahme zu bitten. Ich klopfte an, und ward bald zum Fenster heraus um mein Begehren gefragt und, da ich solches eröffnet hatte, ohne viele Umstände eingelassen.

Ich

Ich fand hier in der Stube, in die man mich führte, einen sehr alten Mann sitzen, der mich mit freundlicher Miene bewillkommte und mir einen Plaz anwieß. Er ließ Essen und Trinken kommen, und nachdem ich mich, auf sein anhaltendes Verlangen, gesättiget hatte, mußte ich mich zu ihm setzen und ihm erzählen, wo ich her sey und wie ich daher komme. Ich that es und er hörte mir mit besonderer Aufmerksamkeit zu. Als ich meine Erzählung geendiget hatte, fragte er mich mit sichtbarer Theilnehmung, wo denn eigentlich mein Vater herstamme.

Ich trug kein Bedenken ihm zu eröffnen, was ich von der Geschichte Ihrer Herkunft wußte, und kaum hatte ich diese Erzählung geendiget, als der alte Mann aufstand und mich mit dem lebhaftesten Feuer umarmte. Ich wußte mich nicht in diese Erscheinung zu finden, bis der Alte unter Vergiessung vieler Thränen mir sagte, daß er derjenige sey, bey dem Sie in jener Räuberhöhle gewesen und von dem Sie nachher so sehr unterstüzt worden sind.

Ich erstaunte über das Sonderbahre des Zufalls der mich zu diesem Manne führte, den ich aus Ihren Erzählungen zwar wohl kennte aber nimmermehr noch in dem Reiche der Lebendigen vermuthet hätte. Er erzählte mir nun seine Geschichte, die Sie in der Beylage auch lesen werden,

den, und bat mich zulezt, bey ihm zu bleiben, weil er bey seinem hohen Alter dem Tode täglich entgegen sähe, und keinen Menschen hätte, dem er sich anvertrauen könnte, versprach mir auch sogleich, mich zum Erben seines ganzen Vermögens einzusetzen, wenn ich sein Verlangen erfüllen würde. Ohne Bedenken willigte ich mit der Bedingung ein, daß ich Sie vorher besuchen dürfte, die er denn auch gern einging.

Sobald ich nun Nachricht von Ihnen erhalte, die mich versichert, daß ich ohne Gefahr zurük in mein Vaterland gehen darf, so reise ich ab. Der alte Mann würde mich gern begleiten, wenn sein hohes Alter dieß nicht verhinderte.

Gott gebe, daß ich Sie recht wohl antreffe.

---

## Zweyhundert und dritter Brief.

Gudewald Heinze zu Hamburg an den Pfarrer Müller zu Sommerhayn.

Nimmermehr hätte ich geglaubt, daß ich nach so vielen vergeblichen Bemühungen, eine Nachricht von Ihrem Leben, Befinden und Aufenthalt zu erhalten, endlich meinen Wunsch würde erfüllt sehen. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, welche Freude

mich beselte, als ich an jenem glüklichen Abend in einem aufgenommenen Fremden Ihren Sohn fand, und durch ihn von Ihnen Nachricht erhielt. — So einen frohen Tag hatte ich nie und wäre ich nicht in so hohem Alter, so würde mich nichts abgehalten haben, sogleich von hier wegzureisen, um Sie bald umarmen zu können. — Doch ich stelle mir wohl vor, daß Sie vor allen Dingen begierig seyn werden, zu wissen, wie es bey der Art unsrer Trennung möglich sey, von der Fortdauer meines Lebens Nachricht zu erhalten und wie meine Schiksale bisher gewesen sind, und eile, Ihnen dieß sogleich zu erzählen.

An jenem Abend, als ich so zerstreut nach Hause kam und schleunig den Entschluß faßte, mit Ihnen am folgenden Morgen Hamburg zu verlassen, auch sogleich alle Anstalten zur Abreise traf, war ich auf einem Kaffeehause gewesen, wo ich mich sonst oft vergnügt hatte. Unvermuthet trat dort derjenige Officier herein, mit dessen Commando ich, wie Sie bereits wissen, in meiner Jugend desertirte. Obgleich dieß vor langer Zeit geschehen war und obgleich der Mann eine ganz andre Uniform trug, so erkannte ich ihn doch alsbald beym ersten Anblik. Ich war dabey sehr betroffen, und entschloß mich, sogleich davon zu gehen; dieß konnte ich aber doch, um keinen Verdacht zu erregen, nicht so gerade zu thun. Ich

hielt

hielt mich deshalb noch eine kurze Zeit auf, während welcher der Officier Billiard zu spielen verlangte. Er foderte dazu einen Mann auf, der neben mir sas, und in dem Augenblikke nahm er mich wahr und ich merkte, daß auch er mich sogleich erkannt hätte. Er ließ sich zwar nichts merken, allein seine Zerstreuung beym Spiele, seine öftere Blikke nach mir, überzeugten mich, daß er mich so gut kenne, als ich ihn. —

Ich zahlte endlich, was ich verzehrt hatte und ging eilend weg, um ihm aus den Augen zu kommen, hörte aber als ich zur Thür hinaus ging, daß er zu den Umstehenden sagte: mit dem Manne muß ich morgen sprechen, wo mag er wohl anzutreffen seyn? — Ohne die Antwort zu erwarten, die ihm gegeben ward, machte ich mich schleunig davon, und glaubte ihm durch eine frühe Abreise zu entgehen. Hätte ich damals gewußt, daß der Officier von meinem nachherigen Räuberhandwerke nichts wüßte und daß er nur meine Desertion rächen wollte, so hätte ich aller Angst überhoben seyn können, die ich in jener Nacht empfand. So aber hielt ich nichts für gewisser, als daß ihm meine ganze nachherige Lebensart bekannt wäre und daß ich nun von den Händen der Hamburgischen Justiz die härteste Ahndung meiner Ruchlosigkeit zu erwarten hätte. — Das thut ein böses Gewissen!

Sie wissen wie unerwartet jene Nacht die Wache uns überfiel und mich und Sie arretirte und in Todesangst folgte ich ihr. Ich ward in ein Gefängniß gebracht und sas drey ganze Monate, ehe ich zum Verhör kam. Daß Sie so bald frey gegeben worden sind, ist, wie ich nachher gehört habe, auf ausdrükliches Verlangen des Officiers geschehen, der Sie für ganz unschuldig erklärte und Ihre Entfernung um deswillen für vortheilhaft für sich angesehen haben mag, weil er auf nichts umging, als mein ganzes Vermögen, von dessen Erwerbung ihm jedoch zu meinem grossen Glük, die Art nicht bekannt war, an sich zu ziehen.

Als ich vor Gericht kam, ward ich mit vielen Weitläuftigkeiten um meine Herkunft, Aeltern, Lebensart und Vermögen gefragt, und die Untersuchung über diese Gegenstände dauerte durch drey Verhöre. Endlich kam es auf die Ursache meines Arrestes, und diese bestand, wie ich bald zu meiner grossen Zufriedenheit wahrnahm, in nichts, als in meiner Desertion. Der Officier hatte diese angezeigt, und dabey geklagt, daß er durch mich um seinen Dienst gekommen sey und verlangte nun, daß mir auferlegt werden möchte, ihn deshalb hinlänglich schadlos zu halten.

Ich gestand ohne viele Umstände, daß es mit der Desertion seine Richtigkeit hätte, und erbot mich

mich sogleich, dem Officier tausend Thaler auszuzahlen. Allein er nahm dieß Anerbieten nicht an, sondern begehrte, nach einer sonderbaren Rechnung, die er machte, fünf Tausend Thaler von mir. — Ich verstand mich nicht dazu, und ward so wieder in das Gefängniß gebracht, wo ich geraume Zeit warten mußte, ehe ich wieder vorgeführt ward, und gleichwohl hörte ich abermals das alte Lied, daß der Officier bey fünf Tausend Thaler stehen bliebe. Ich konnte mich doch nicht entschliessen, einen grossen Theil meines Vermögens so hinzugeben, und ward wieder abgeführt. Da ich heraus auf den Saal kam, fiel mir ein, daß bey meinem langen Arreste doch endlich wohl noch meine wahren Umstände an den Tag kommen könnten, und ich entschloß mich kurz, die Foderung des Officiers einzugestehen. Ich sagte daher meinen Begleitern, daß ich wieder vor die Obrigkeit gebracht zu werden wünschte. Sogleich ging ein Gerichtsdiener in das Zimmer und in dem Augenblikke trat ein Advokat, der bey meinem ersten Verhör in seinen Geschäften in der Gerichtsstube war und jezt da auf dem Saale stand, zu mir, und raunte mir ins Ohr: „Sagen Sie doch, wenn Sie vorkommen, sie beriefen sich auf das Regiment, von dem sie desertirt sind, und wollten da ihre Sache ausmachen" und kaum hatte er ausgeredet, als der Gerichtsdiener zurük kam, und

und mich wieder hinein gehen hieß. Ob ich nun gleich bey dem Rathe des Advocatens, unter meinen übrigen, ihm nicht bekannten, Umständen, manches Bedenken fand, so entschloß ich mich doch, demselben zu folgen, und erklärte den Gerichten, daß ich meine Sachen beym Regimente ausgemacht haben wollte. —

Ich bemerkte sogleich, daß diese Aeusserung gar nicht recht war, indessen ward ich beordert, einen Abtritt zu nehmen, und meine Wache erhielt Befehl mit mir zu warten. Ich bemerkte, daß ein Diener abgeschikt ward, und nach einiger Zeit sah ich den Offizier herauf kommen, und in das Zimmer gehen. Bald darauf ward ich vorgerufen, und nun geschah mir der Vortrag, daß sich der Officier entschlossen habe, die ihm von mir angebotnen Tausend Thaler anzunehmen. Hätte ich sonst gute Briefe gehabt, so würde ich nimmermehr mein Wort zurükgenommen haben, weil ich nun gänzlich glauben konnte, daß dem Officier so wenig wie den Gerichten daran gelegen war, die Sache ausser Landes zu spielen, und hoffen durfte, mit einer weit geringern Summe durchzukommen; der Gedanke aber an meine Umstände, bestimmte mich, gleich einzuwilligen, und in einer Zeit von zwey Stunden, in welcher meine Sachen beygeschafft, und von mir die Tausend Thaler ausgezahlt wurden, auch ein beträchtliches Laus Deo

an

an Kosten entrichtet war, befand ich mich wieder auf freyem Fuße. Ich sah mich bey den meinem Abzuge nach dem Advocaten um, der mir so gut gerathen hatte, um ihn mit mir zu nehmen und nach Verdienst zu belohnen, allein er war weg, und, so viel ich mir auch Mühe gegeben habe, diesen Mann auszukundschaften, so ist es mir doch nicht gelungen, ihn zu erfragen, und ich bin noch bis diese Stunde, wiewohl ungern, sein grosser Schulder.

Mein erster Gang war nun nach unserm alten Logis, wohin ich auch gleich meine Sachen schaffen ließ. Ich ward daselbst wohl aufgenommen und erfuhr, daß Sie nach Ihrer Befreyung sich eine Nacht da aufgehalten hatten.

Ich hatte mir erst aus Furcht, meine wahre Geschichte möchte entdekt werden, vorgenommen, Hamburg zu verlassen; da aber einige Monate hingegangen waren und mir nichts verdrießliches aufstieß, ward ich anders Sinnes und blieb da. Zwey ganze Jahre wohnte ich bey meinem alten Hauswirthe und lebte ganz vergnügt. Unzählige Mahle habe ich mich während dieser Zeit nach Ihnen erkundiget, aber ohne Nachricht erhalten zu können, weil ich Sie, nach dem was vorgegangen war, in Halle nicht vermuthete, und also dahin nicht geschrieben hatte. Endlich that ich, was ich, wenn ich Ihren Aufenthalt erfahren hätte, nicht

gethan haben würde; ich heyrathete. Meine Braut war eine Wittbe und das Haus, das ich jezt bewohne, war ihr Eigenthum. Ich zog also dahin, war aber kaum ein halbes Jahr im Ehestande, als mir der Tod mein Weib entriß. Ich blieb dann hier wohnen, und habe von jener Zeit an, bis hieher, in stiller Einsamkeit gelebt, und nicht aufgehört, mich nach Ihnen, wiewohl vergeblich, zu erkundigen.

Jezt sehe ich nun, bey meinem hohen Alter, meinem Tode täglich entgegen, und wünschte nichts mehr, als Sie noch ein Mahl zu sprechen. Allein, dieß ist nun wohl ein Wunsch, der in dieser Welt nicht in Erfüllung gehen wird. Indessen freue ich mich, Sie in Ihrem Sohne bey mir zu haben, und bitte Sie recht sehr, wenn seine Reise zu Ihnen noch vor sich gehen sollte, ihn nicht lange aufzuhalten, und mir ihn bald wieder zu gönnen. Unter meinen Umständen bin ich wahrscheinlicher Weise, weniger als ein Mensch in der Welt, nur eine Viertelstunde vor dem Tode sicher, und ich wünschte sehr, daß Ihr Sohn, dem ich mein ganzes Vermögen, von dessen mit Unrecht erworbnen Theil ich, bey der Unmöglichkeit, ihn seinem rechten Herrn zuzustellen, so viel als möglich gewesen ist, durch Allmosen und Verpflegung der Armen den Fluch abzuwenden mich bemühet habe,

habe, übergeben will, bey meinem Absterben gegenwärtig sey.

Ich nehme nun Abschied von Ihnen, und die Thränen, die jezt auf dieses Blatt fallen, müssen Zeuge seyn, mit welcher Zärtlichkeit ich Sie liebe. — Doch ich muß aufhören.

---

## Zweyhundert und vierter Brief.

Helene Müllerinn zu Sommerhayn an den Hofrath Baumann zu Latterberg.

Glauben Sie nicht, daß Eigensinn oder Mangel an Einsicht Ihrer Verdienste die Ursache sey, warum ich mich auf Ihre gütigen Aufträge noch immer nicht entschliessen kann. Jenes und dieß würde meinem Verstande schlechte Ehre bringen, ausserdem würde noch mein Charakter dabey sehr zweydeutig seyn. Nein lieber Herr Hofrath, ich bin weder eigensinnig noch uneingedenk, wie viele Ehre mir Ihre Wünsche machen, und eben so wenig habe ich vergessen und werde je vergessen, wie vielen Dank ich Ihnen schuldig bin! Noch mehr, ich wünschte, daß ich sogleich Ihren Antrag annehmen könnte! Aber vergeben Sie mir, es ist

mir

mir jezt nicht möglich. Könnten Sie doch in mein Herz sehen! —

Lassen Sie mir Zeit, wenn ich werth bin, daß ein Mann, wie Sie sind, Geduld mit mir hat! Vielleicht kommt die Stunde, wo ich entschloßner bin. Etwas in meinem Herzen hält mich bis jezt von dieser Entschlossenheit ab, ob ich gleich gar sehr fühle, wie unrecht ich thun muß.

Noch ein Mahl, vergeben Sie mir und erlauben mir, Ihnen indessen meine ganze Freundschaft versichern zu dürfen.

---

## Zweyhundert und fünfter Brief.

Aemilie Lindenfeld zu Sommerhayn an Charlotte Rhodinn zu Sternheim.

Kaum, Liebe, bin ich von meiner schweren Krankheit nur einiger Maßen wieder hergestellt, so setze ich mich, um mit Ihnen mich unterreden zu können. Aber freylich thue ich es mit vieler Schamröthe, da ich Ihre Ruhe so fürchterlich unterbrochen habe! Vergeben Sie mir ewig geliebte Freundin, alles das, wodurch ich Ihnen Kummer verursachte!

Ach ich hatte keinen Gedanken von dem traurigen Ende meiner Bekanntschaft mit Ihrem Bruder. Ich schäzte ihn in der größten Unschuld und glaubte nimmermehr — so wie alle Menschen, die sich nichts Böses bewußt sind, sich sicher glauben — daß aus meinem unschuldigen Umgange mit ihm solche Folgen entstehen könnten.

Sie wissen noch nicht und können es nicht wissen, was meinen Mann zu einer solchen Eifersucht zu bewegen vermochte — ich muß es Ihnen sagen. Wissen Sie sich noch zu besinnen, daß einst eine Weibsperson, eine Bekannte Ihres Mannes, bey Ihnen zum Besuch ankam und sich einige Tage aufhielt, dann aber wieder plözlich abreisete? — Diese war die Stifterinn meines Unglüks. Sie war die nämliche Person, von der mein Mann einst schrieb, daß sie auf Anstiften eines Advokaten zu Mühlstrom dessen blödsinnigen Mündel habe heyrathen wollen, welches aber mein Mann auf Verlangen der Anverwandten des jungen Menschen hintertrieb und die Verworfne — sie heißt Nagelinn — mit ihrem Gehülfen, vieler offenbahr gewordenen schlechter Streiche wegen, von Mühlstrom wegtrieb — Sie besinnen sich doch noch, daß wir damals einen Roman lasen, worin ein Frauenzimmer an ihren Liebhaber einen außerordentlich zärtlichen Brief schrieb, besinnen Sich, daß jene Weibs-Person mich bat, ihr diesen Brief ab-



BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

zuschreiben, weil er ihr nach ihrem Vorgeben so gar wohl gefiel, — besinnen Sich, daß ich es that und ihr die Abschrift von meiner Hand gab? — Diese Abschrift hat sie meinem Manne unter der Vorspiegelung in die Hände zu bringen gewußt, als ob ich denselben an Ihren Bruder geschrieben hätte. Mein Mann, der dieß offenbahr für meine Hand erkennen mußte, glaubte um so eher das Vorgeben, je mehr ihn seine Eifersucht zur Leichtgläubigkeit in solchen Dingen antrieb. Er verließ sogleich Mühlstrom, in der Absicht sich an mir zu rächen und nun kam die traurige Scene, die Sie leider! nur zu gut wissen. —

Bey seinem Unfalle, den er nach dem hatte, eröffnete er, kurz vor seinem Tode, dieß alles dem jungen Hebllig und seiner Frau, die der Zufall zu jener Zeit in das nähmliche Haus geführt hatte, worin mein Mann sein Ende fand, und übergab ihnen diesen Brief als einen Beweis, daß er recht verfahren habe. —

Sehen Sie, so kann man bey der größten Unschuld in das tiefste Elend gerathen. Zwar ich bin nicht ganz unschuldig, ich hätte mich durchaus nicht so gefällig gegen Ihren Bruder bezeigen sollen. Freylich hatte ich nichts weniger als eine böse Absicht dabey, und wußte damals nicht, daß er eine verborgene Liebe zu mir im Herzen hätte, konnte also dergleichen Folgen schlechterdings nicht vor-

voraus sehen; aber ich hätte doch auch in meinen freundschaftlichen Aeusserungen, ob sie gleich nichts als freundschaftlich waren, vorsichtiger seyn sollen. —

O wie sehr beweine ich meine Unvorsichtigkeit, die Ihnen und mir so viele Leiden zugezogen hat? Wie so gar viel fühle ich, da ich doch mit Willen keine Gelegenheit dazu gegeben habe! Wie müßte mir vollends zu Muthe seyn, wenn ich mit Vorsatz zur Liebe Ihres Bruders Gelegenheit gegeben hätte! Ach es giebt Personen unsers Geschlechts, die sich ein Vergnügen daraus machen, eine Mannsperson zu fesseln, ihr Liebe gegen sich einzuflößen, und dann, wenn sie ihr ganzes Herz in Aufruhr gebracht haben, ihr spöttelnd den Rükken zukehren. Was müsset ihr Unmenschen fühlen, wenn es mit dem, den ihr zur Trostlosen Liebe verleitet habt, ein trauriges Ende nimmt! — Aber ihr seyd ohne Gefühl! Was kann euch der Untergang eines sonst Mitleidenswürdigen Geschöpfs rühren, wenn ihr eure Eitelkeit befriedigt findet! — Wohl mir noch, daß ich nicht von der Art bin, nicht mit Vorsatz zu der Liebe Ihres Bruders Anlaß gegeben habe!

Ich freue mich übrigens, daß der Edle wieder hergestellt ist. Wie sehr viel größer würde mein Leiden über meine Unvorsichtigkeit seyn, wenn er Ihnen durch den Tod entzogen worden wäre!

Uebrigens danke ich Ihnen nochmals für das viele Gute, das Sie mich bey Ihnen genießen ließen und empfehle mich zu Ihrer fernern Freundschaft. Leben Sie wohl und glüklicher als ich.

---

## Zweyhundert und sechster Brief.

Der Kammerrath Heym zu G. an den Regierungs-Rath Hellbig zu Arnswalde.

Ha, Bruder, da sitze ich, ganz von der Verzweiflung eingenommen. — O daß das verwünschte Schiksal meinen lezten Streich nicht gelingen ließ! — Du weißt, was ich Dir von einem Hauptanschlage schrieb, sieh! es war dieser: Redlich sollte erschossen werden. Ich hatte zu Ausführung dieses Vorhabens einen verdorbenen Studenten, von dem ich Dir auch gemeldet habe, aufgetrieben, und dieser sollte sich in einen Bettler verkleiden, auf der Straße, die, wie wir wußten, Redlich passiren würde, aufpassen, ihn um eine Gabe ansprechen und ihm indessen das Lebenslicht durch eine gute Pistolenkugel unvermuthet auslöschen. Es ging alles ganz gut, der Bettler erschien, nahm seine Mütze ab, unter der er die Pistole verbarg und drukte sie auf Redlich ab, allein

unglüklicher Weise ging der Schuß zu hoch und Redlich ward zwar verwundet, aber nicht tödlich und kam bald zurük nach Uttenhof, wo der Vorfall vieles Aufsehen machte.

Es ward auf Gassen und Straßen ausgeschikt, um den Bettler auszuspüren, dieß war nun aber freylich vergeblich. Denn wenn man ihn auch angetroffen hätte, so konnte doch nach abgelegter Bettler-Uniform und Abwaschung der braunen Farben, womit er sein Gesicht verstellt und Aufsetzung einer Perüke, womit er seinen Schedel zierte, unmöglich noch erkannt werden. Allein Redlich mogte doch darauf gefallen seyn, daß die ganze Sache von mir herkomme und suchte nun sich an mir zu rächen. Er mogte, Gott weiß wie! ausgespürt haben, daß ich, wie Du weißt, (um meine Umstände zu verbessern, weil ich schon oft umsonst um Zulage angehalten und durch dieses Stückchen ein Ansehnliches zu erhalten, Hoffnung hatte,) dem Fürsten zu G. ein Document aus dem Archive in die Hände gespielet, woran diesem sehr viel gelegen war, das hatte er vermuthlich dem Fürsten zu Ohren getragen und ich sollte in Arrest genommen werden. Ich erfuhr dieß alles aber noch zu rechter Zeit und flüchtete mich hieher, wo ich nun wohl, wegen meines Dienstes, den ich dem Fürsten durch Verschaffung der Urkunde geleistet habe, sicher genug bin, aber gleichwohl ha-

be ich doch meine besten Habseligkeiten im Stiche lassen müssen. Und noch bis diese Stunde ist die mir versprochene reichliche Belohnung nicht ganz ausgezahlt worden.

War doch alles so gut gelungen. Hundert andere hätten das Herz nicht gehabt, Kronenfelden zu trauen, aber ich, der ich meinem Mann bald ins Innerste sahe, wußte gewiß, daß er alles verschweigen würde, um nur nicht gestehen zu müssen, daß er eine Unbesonnenheit begangen habe. Ich machte ihn dadurch immer bänger ums Herz, daß ich ihm, so oft er die Urkunde von mir foderte, ins Gesicht lachte und ihn in den Gedanken bestärkte, daß er mehr bey der Sache zu fürchten hätte, als ich. Das brachte denn den furchtsamen Ritter endlich von hier weg und ich war nun ganz ruhig bey der Sache, da kein Mensch darauf verfiel, die wahre Ursache von Kronenfelds Entfernung zu muthmaßen. Und wenn man ja auch das Archiv revidiren ließ und das Document vermißte, so konnte ich ja gar in keinen Verdacht kommen. Aber das geschah nicht einmal und nach so langer Zeit muß das Ding noch an den Tag und auf mich kommen. — O ich möchte rasend werden! —

Besuch mich, Brüderchen! in meiner Einsamkeit, und wenn Du mir mit etwas Geld beystehen

stehen könntest, so würdest Du mir doppelt willkommen seyn.

Ich bin sehr herunter.

---

## Zweyhundert und siebender Brief.

Der Professor Müller zu H. an den Pfarrer Müller zu Sommerhayn.

Ich habe seit meinem lezten Briefe an Sie sonderbare Schiksale gehabt. Sie wissen, daß ich Sie um Ihre Einwilligung in meine Heyrath mit Ernestinen bat. Ich glaubte, meinem Glükke nah zu seyn, als ich Ihren Brief erhielt, worin Sie so gütig waren, mir nicht allein diese Einwilligung zu geben, sondern mir auch Ihre ganze väterliche Liebe zu versichern. Ohne Aufenthalt schrieb ich nun an meine Ernestine, legte Ihren Brief bey und zählte die Stunden auf den Tag, wo ich Ihre Antwort erhalten würde; die ich nicht anders als nach meinen Wünschen vermuthete. Aber ich hatte zu viel gehofft. Die Antwort blieb zwar nicht lange aus, aber sie enthielt nichts weniger als den vermutheten Innhalt. Meine Ernestine ward in der Zeit meines Stillschweigens an einen Kaufmann, Nahmens Holzendorf, versprochen. —

Sie können nicht glauben, mit welcher tiefen Wehmuth ich diese Nachricht las. Ich fühlte, daß es mir nicht möglich seyn würde, dieses Mädchen zu missen, und glaubte hinlängliche Ansprüche an Sie zu haben, um gegen ihren neuen Bräutigam pochen zu dürfen, nahm mir daher vor, es koste, was es wolle, sie Holzendorfs Händen zu entreissen. Ich ging erstlich den Weg der Güte und schrieb an meinen Nebenbuhler, entdekte ihm meine alte Bekanntschaft mit Ernestinen, und bat ihn, daß er sie mir lassen möchte.

Mit der größten Menschenfreundlichkeit antwortete er mir, und trat mir mit dem größtem Edelmuthe seine Braut ab, meldete mir aber auch zugleich, daß Ernestine an einer gefährlichen Krankheit darnieder liege. Ich war über diese Nachricht so betrübt, daß ich mich einige Tage gar nicht fassen konnte. Endlich beschloß ich, selbst nach H*** zu reisen. Ich säumte nicht lange als ich diesen Entschluß gefaßt hatte, und machte mich auf den Weg. Auf der ersten Station erhielt ich abermals einen Brief von Holzendorf. Zitternd öffnete ich denselben und las — daß Ernestine todt sey, und der Schmerz, den ich hier empfand, ist unaussprechlich. —

Ich hoffte meine Ernestine vielleicht noch einmal zu sehen, ehe sie die Erde ganz verbergen könnte, und sezte meine Reise, auf der mich hernach auf mein

mein Bitten der junge Rosenfels begleitete, noch mit mehrerer Geschwindigkeit fort, und kam bald in H** an. Ich stieg in einem mir bekannten Gasthofe ab, und meine erste Frage, die ich mit unaufhaltbaren Thränen an den mir wohl bekannten Wirth that, war, wann Ernestine L. begraben würde? — Er sah mich mit einer Miene an, die einen Zweifel an meinen gesunden Menschenverstand verrieth, und antwortete mir mit Kopfschütteln: „das gute Frauenzimmer wird sich fürs Begraben bedanken, sie hat übermorgen Hochzeit.

Staunend fuhr ich zurük, und that hundert Fragen an den Mann, ohne eine einzige seiner Antworten gefaßt zu haben, bis ich nach und nach wieder zu mir kam, und mit Betheuerungen hörte, daß Ernestine nie krank gewesen sey, und daß sie mit dem Kaufmann Holzendorf in zwey Tagen sollte verbunden werden.

Ich sah nunmehr, daß Holzendorf einer der größten Schurken sey, die sich noch je mit dem Mantel der Ehrlichkeit bedekt haben, und rann gerade in Ernestinens Haus. Ehe ich noch an das Vorzimmer kam, begegnete mir der Niederträchtige. Er mogte mich noch von meinem ehemaligen Aufenthalt her, kennen und wollte mir entweichen. Ich kannte ihn nicht, ahndete aber gleich aus seinem Benehmen, wen ich vor mir

 hätte,

hätte und ohne viele Umstände faßte ich ihn am Arme und sezte ihn wegen seines Betrugs zur Rede. Ich war sehr laut bey meinen Vorwürfen, und lokte darüber den alten L. bey, der sich aber seines Schwiegersohns annahm, und mich unter weidlichem Anschnauzen fragte, was ich da in seinem Hause für Unfug zu treiben hätte? Ich erzählte ihm die Geschichte mit nicht geringer Erbitterung; Holzendorf suchte mich zu übertäuben, und schrie dabey wie ein Austrommler, die Hunde bellten, der Alte kreischte und das ganze Gespräch ward zulezt zu einem Lärm, der das ganze Haus in Allarm brachte. Endlich kam auch meine Ernestine zum Vorschein, und kaum ward sie mich gewahr, als sie mit den Worten: „ach Papa! der Bösewicht hat uns betrogen, sehn Sie, er lebt noch!" mir um den Hals fiel und mich in das Zimmer zog. — Hier erkannte mich der Alte erst und schaukelte sich ganz stillschweigend hinter her. Holzendorf wollte zurük bleiben, ich wendete aber um und trieb ihn herein. Nun stattete ich dem alten L. die ganze Relation von der Sache ab, wieß Holzendorfs Brief vor, den ich unterwegs erhalten hatte, und da kam es denn heraus, daß der Herr Bräutigam, um seiner Sache recht gewiß zu seyn und seine Heyrath zu beschleunigen, Ernestinen eben so gut, ich sey tod, zu überreden gewußt, als sich bemühet hatte, mir in seinen

Briefen Ernestinens Absterben wahrscheinlich zu machen.

So unzufrieden der Alte vorhin über meine Erscheinung war und keine unebene Miene machte, mir durch seine Leute den Rükweg aus seinem Hause weisen zu lassen, so war er doch auf einmahl ganz anders gesinnt. Mit Unzufriedenheit sagte er zu Holzendorfen: „ey ey, wozu brauchten Sie dergleichen krumme Sprünge? Sie hätten meine Tochter erhalten, wenn Sie kein Lügner geworden wären, aber nunmehr kann ich sie Ihnen nicht geben. Hören Sie, aus der Heyrath wird nichts.“

Der Kerl schäumte für Bosheit, begegnete dem alten L. sehr impertinent, drohete mit der Obrigkeit, und wollte schleunigen Abschied nehmen. Nun ward der Alte aufgebracht, und schrie: „nein, nein! so geschwind geht das nicht! Nicht aus der Stube dürfen Sie, bis Sie einen Revers ausgestellt haben, daß Sie meine Tochter nicht verlangen. Thun Sie das gutwillig, so gebe ich Ihnen Hundert Louisd'or für den Abtritt, wo nicht, so bekommen sie weder Geld noch Mädchen.“

„Wollen Sie mir das Geld gleich auszahlen?“ fragte der Niederträchtige.

„Ja, gleich,“ schrie der Alte, holte das Geld und zugleich Papier, Dinte und Feder, und ließ durch einen herbeygerufenen Buchhalter die Entsagung entwerfen. Holzendorf unterschrieb sie, nahm

das

das Geld und ging ganz trokken mit dem Buchhalter ab, um sich vor Gericht zu seiner Unterschrift zu bekennen. Ich drang nun in den Alten, mir seine Einwilligung in die Heyrath seiner Tochter zu geben, und es hielt nicht schwer.

Da hier die Aufhebung von Eheversprechungen keinen grossen Weitläuftigkeiten unterworfen ist, so bat ich meinen nunmehrigen Schwiegervater, meine Verbindung mit seiner Tochter sogleich bey meiner jetzigen Gegenwart, vor sich gehen zu lassen und erhielt das Wort von ihm, daß es binnen vierzehn Tagen geschehen sollte.

Ich ging nun zurük, und hohlte meinen Begleiter und wir logirten in meiner Ernestinen väterlichem Hause, wo wir insgesamt, wie Sie leicht denken können, sehr vergnügt leben. —

Nur mein lieber Rosenfels ist es nicht. Auf allen seinen Schritten verfolgt ihn eine sichtbare Schwermuth und daran ist nichts schuld, als die Liebe zu Aemilien. Zwar bemerkte ich seit einigen Tagen, daß er zu gewissen Stunden des Abends bis zum Schlafengehen, eine ungewöhnliche Heiterkeit hatte; allein allezeit war sie am andern Morgen verschwunden und ich kundschaftete bald aus, daß der liebe Mensch sich heimlich starke Getränke hatte hohlen lassen, deren er sich vermuthlich, um sein Gefühl zu betäuben, bediente, daher denn die scheinbare Heiterkeit an ihm nur

so lange zu bemerken war, als die Betäubung währte.

Und nun zittre ich für ihn. Was er jezt thut, um seine Melancholie zu unterdrükken, das wird er bald aus Gewohnheit thun, und was er jezt nur in einigen Stunden des Tages thut, das wird bald vom Morgen an bis in die Nacht geschehen. Kurz aus diesem Menschen wird zulezt ein Trinker werden, ob er gleich hierzu weder Neigung noch Anlage hatte. Und dann ist er wohl unwiederbringlich verlohren.

O wie ist es doch mit dem Menschen so wunderbar! Was er heute verlacht und bey andern Menschen verdammt, das nimmt in kurzer Zeit seine ganze Sele ein. Rosenfels war immer, (ich kenne ihn von Akademien her) ein Spötter der Liebe, besonders wenn er hörte, daß ein Mensch davon ganz eingenommen und durch nichts abzubringen sey. Er war ein Feind des Trunks und konnte nie einen Menschen vertragen, der sich im Trinken übernommen hatte, wenn es auch auf die unschuldigste Weise geschehen war. Und siehe! er ist nun in die Schwachheit gefallen, die er verspottete, und ist nahe dabey, in den Fehler zu fallen, dessen Feind er vorhin in so hohem Grade war. Also mußte doch der Same zu beyden Schwachheiten schon damals in seinem Herzen liegen, als er beydes verhönte und verachtete, ohne

daß 'ers selbst wußte. Nur mangelte es damals an Umständen, die ihn zum Aufgehen erwekten. Der Same zur Liebe lag gleichsam, von keiner Sonne erwärmt und von keinem Regen erfrischt, taub zu Boden. Nun kam das Bild Aemiliens vor die Augen des Jünglings, bemeisterte sich seiner Empfindungen, zugleich kam die Ueberzeugung von der Unmöglichkeit, diese Empfindungen je befriedigen zu können, und nun keimte der Same und ging frech auf, überschattete erst die Grundsätze, dann erstikte er sie bey seinem Wachsthume immer mehr und mehr — sie verdorrten, und das Land trug endlich Gewächse, die es nie getragen hatte. Wie selten vermögen doch Grundsätze etwas gegen Empfindungen!

Wie wenig weiß der Mensch, was er ist, und wie viel weniger, was er noch werden kann! Wie wenig ist er mit dem Innersten seines Herzens bekannt! Er lacht über andre, weil er an ihnen Fehler wahrnimmt, die er nicht zu haben glaubt und bald fällt er in die nähmlichen, und erfährt, daß in den meisten Fällen nichts als Gelegenheit, Zeit und Umstände fehlen, um jeden zu etwas zu machen, was er nimmermehr glaubte zu werden.

Rosenfels verachtete so lange die Liebe, als ihm kein Gegenstand vorkam, der ihn fesselte. Er war ein Feind vom Trunk, so lange ihn nichts

dazu bestimmte. So bald der Gegenstand da war, der sich seinem Herzen aufdrang, so ward er ein Sklave der Liebe, und da er ein Mahl gefunden hatte, daß der Trunk seine Unruhe auf einige Stunden unterdrükte, so ergriff er, wider seine vorherige Neigung, dieß Mittel, Schmerzen zu übertäuben.

Noch ein Mahl gesagt, mir ist Leid für den Armen! — Aemilie ist nun frey, sie muß ihn zu retten suchen. Sein Herz, sein Verstand, seine Wissenschaften verdienen es. Freylich würde es sehr unschiklich seyn, sie auf dem Punkt zu einer Liebeserklärung zu nöthigen, aber das bedarf es ja nicht! Wenn sie ihm nur einige Hoffnung gibt, so wird er zurük gebracht werden. —

Eben jezt kam er und fragte mich, was ich schriebe. Ich sagte es ihm, und er bat mich, einen Brief von ihm an Aemilien beyzulegen. Unmöglich konnte ich es ihm abschlagen, und ich wünsche, daß die Beylage Eingang bey meiner Schwester haben mag; sie muß die Grille doch ablegen, daß sie durch Begünstigung der Liebe des Menschen den Verdacht rege mache, als ob sie zur Eifersucht ihres Mannes mit Grund Gelegenheit gegeben hätte. Laßt doch die Menschen reden, was sie wollen! Der innere Richter allein macht es ja nur aus. —

Aber, lieber Vater, ich muß auf meine Geschichte zurükkommen, und Sie zu meiner Hochzeit mit dem kindlichsten Herzen einladen. Ist es Ihnen möglich, so machen Sie mein Glük an diesem Tage durch Ihre und meiner lieben Mutter und Geschwister Gegenwart vollkommen. Meine Braut wünscht dieß sehnlich mit mir, und verlangt nach dem Segen Ihres Schwiegervaters.

Das ganze Haus empfiehlt sich Ihnen, und ich bin u. s. w.

---

## Zweyhundert und achter Brief.

**Ernst Rosenfels zu H. an Aemilie Lindenfeld zu Sommerhayn.**

Ob Sie gleich, immer noch von mir über alles geschäzte Aemilie, meinen Brief ganz mit Stillschweigen übergehen, und auch, wie ich bald erfahren habe, in Ihrer Zuschrift an meine Schwester nichts darauf gedacht haben, so kann doch ich nicht schweigen, und ich muß meine starke Liebe bey Ihnen wieder in Erinnerung bringen. — Ach, Beste! meine ganze Ruhe ist dahin, — unwiederbringlich dahin! Denn Sie entziehen sich meiner ganz, und ich kenne doch keinen Wunsch als Sie.

O wie ist mein Leben so gar trübe! — Ach, wäre ich geflohn bey dem ersten Eindruk, den Sie auf mich machten! Geflohn in eine Wüste! — Vielleicht wäre ich beym ersten Anfall der Leidenschaft eher vermögend gewesen zu siegen, als ich es nachher konnte und als ich es nun je können werde! — Aber war das in meinen Kräften? Freylich ist Entfernung das beste Mittel, eine Leidenschaft zu unterdrükken, aber sie muß nur zu der Zeit geschehn, wenn das Herz noch nicht eingenommen ist! Wer denkt aber zu einer Zeit, da ihm eine Sache noch nicht gefährlich vorkommt, an Entfernung von derselben, und wenn er fühlt, daß sie ihm gefährlich werden könne, wer ist dann stark genug, sich loszureissen? Denn der Mensch merkt die Gefahr nicht eher, als bis er so eingenommen ist, daß ihm das Entfernen unmöglich wird. Ach es ist gar sonderbar mit dem menschlichen Herzen! — — Liebe Aemilie, bey mir ist keine Heilung zu hoffen, ich bin zu schwach nur einen Angriff zur Ueberwindung meiner Empfindungen zu wagen, viel weniger stark genug, darüber zu siegen! — Wie wohl wäre mir, wenn ich meine vorige Gemüthsruhe wieder hätte! Aber sie ist dahin!

Wo bist du hin — mein bestes Glük?
Du erstes unter allen Gütern dieses Lebens,
Du, eines frohen Herzens Ruhe — ach vergebens
Ruf ich mit Thränen dich zurük!
Denn wehe mir! auf ewig bist du mir entflohn!

Ja, wehe mir! — Mein einzges Gut
Warst du! — Mir ward kein Loos des glänzenden Geschikkes,
Nicht Reichthum, Ehre, nichts gab mir die Hand des Glükkes,
Als eines frohen Herzens Muth;
Und wehe! — dieser Muth, weh mir! er ist entflohn!

Sonst, wenn ich sah den Reichen blühn,
Den Großen dieser Welt wie eine Zeder, glänzen,
Sah seine Herrlichkeit, sein Glük ohn alle Gränzen,
Hob mich mein Muth weit über ihn;
Und dieser frohe Muth — ach, der ist mir entflohn!

Ich dacht dann, wenn ich ungesehn,
Verachtet oft, da stand, zur Erde hingebükket,
Mit Heiterkeit ans Veilchen, das, unabgepflükket,
In stiller Wildniß muß vergehn.
Und diese Heiterkeit — ach, die ist mir entflohn!

Oft, wenns an allem mir gebrach,
War doch mein Herz vergnügt — kannt Kummer nicht, nicht Sorgen,
War immer heiter, wie der schönste Sommermorgen,
War heiter wie ein Frühlingstag!
Und diese Heiterkeit — weh mir, sie ist entflohn!

Ja, wehe mir! mein einzges Glük
Ist nun dahin — ich lieg, zum mörderischen Raube
Trostloser Liebe, blutend und gekrümmt im Staube;
Mein froher Muth kommt nicht zurük,
Weh mir, mein einzges Gut — ach, das ist mir entflohn!

Aemi-

Aemilie — Du nahmst es mir!
Dein Engelreiz drang zaubernd hin zu meinem Herzen
Da hob die Ruhe ihre Schwingen und die Schmerzen
Der Liebe wütheten in mir.
Nun ist mein Muth entflohn — auf ewig mir entflohn.

Denn ach! — Du liebst mich Armen nicht,
Bist ungerührt bey meinen Nahmenlosen Leiden;
Und nie erwarten mich erhörter Liebe Freuden:
Denn ach! — Du liebst mich Armen nicht!
Ach, wär mein Leben auch, so, wie mein Glük entflohn.

Melancholie und Verzweiflung preßt mein Herz, und läßt es nicht zur Ruhe kommen. Zerstreuungen heilen mich nicht! Nur Sie können meine vorige Glükseligkeit wieder zurük rufen! Nur um eine entferne Hoffnung bitte ich! —

---

## Zweyhundert und neunter Brief.

Der Baron von Lilienthal zu Zedlitz an den Pfarrer Müller zu Sommerhayn.

Ich schreibe Ihnen von hier aus, weil mich die Flamme, die mein Schloß zu Dobberlingen verzehrte, von da weggetrieben hat.

— — — — — — —

— — — — — — *)

Alles dieß geschah in der Nacht darauf, als Sie und Falk abgereiset waren. Ich habe mir alle Mühe gegeben, den Jungen und seine Mutter auszukundschaften, allein vergeblich. Aber gewiß kommt das Unglük von Marianens Händen.

Doch ich darf ja nicht klagen! Ich konnte mir doch helfen und wußte wo ich mich hinwenden sollte! Gleichwohl kann ich nicht läugnen, daß ich meinen Verlust sehr fühle, so sehr ich mich immer selbst überrede, ich fühle ihn nicht. So ist das Herz des Menschen, oft wider seinen Willen, an das Zeitliche gekettet! Ich bin überzeugt, wie viel ich vor andern voraus habe, die ein gleiches Unglük betrifft, und die dann, wenn ihnen ihr einziges, mit Schweiß ihres Angesichtes erworbenes Häuschen durch Verschulden ihres Nachbars wegbrennt, oft nichts haben, womit sie ihre

*) Er erzählt, was Sturz im 195sten Briefe gesagt hat.

ihre Blöße bedekken können, und nirgends einen Aufenthalt wissen. Und dennoch kann ich den Unmuth über meinen Verlust nicht überwinden, ich kämpfe ja wohl und weiß ihn äußerlich zu verbergen, aber im Innersten des Herzens bleibt er doch! —

Ihr Schiksal mit Aemilien beklage ich, und wünsche ihre baldige Herstellung. Was Sie übrigens geäußert haben, will ich nicht widerlegen. Man muß niemand überreden wollen, wider sein Gefühl zu handeln, wenn es so lebhaft ist, wie das Ihrige und zumal wenn es ein so redliches Herz hat, wie das Ihrige ist. — Immer bleiben Sie bey Ihrem Amte und stiften Gutes, so lange Ihnen Gott Kräfte giebt.

Ich erwarte jezt die Fremde, die unter dem Nahmen einer Fräulein von Ofen, von Amsterdam aus an mich geschrieben hat und der ich, ob ich sie gleich nicht kenne, dennoch mein Haus zum Aufenthalte verwilliget habe. — Ich bin sehr neugierig, wer sie seyn mag. Sie erhalten bey Ihrer Ankunft weitere Nachricht von mir. Leben Sie indessen wohl! Dieß wünsche ich und meine Gattinn, die sich Ihnen empfiehlt.

---

## Zweyhundert und zehnter Brief.

Karl Hellbig zu Arnswalde an den Hofrath Redlich zu Uttenhof.

Ich bin ganz erstaunt über das, was Sie mir vom Kammerrath Heym gemeldet haben. Wie tief ist der Mann gefallen, der andere stürzen wollte!

Mein Vater ist vor einigen Tagen plötzlich von hier weggereiset und ich glaube ganz gewiß, daß seine Entfernung auf Heyms jetzige Lage Beziehung hat. Er ist entweder seinetwegen an irgend einen Ort hingereiset, oder ist gar bey ihm. Die Folge wird mehr lehren. Wie sehr sind Sie gerochen, lieber Vater, und dieß ohne ihr Zuthun. Eine solche Genugthuung muß sehr befriedigend seyn, die so ganz ohne unsere Mitwirkung erfolgt.

Was wird der Mann nun anfangen! Ich bedaure ihn doch und noch mehr seine Familie. Ein solcher Streich läßt alle Hoffnung auf sein anderweiters Unterkommen, so geschikt er auch sonst in seinem Fache seyn mag, verschwinden. — Aber freylich verdient der arme Kronenfeld das mehreste Mitleiden. Ist es möglich, daß ein so rechtschaffner Mann, durch nichts als eine Unbesonnenheit so tief ins Elend sinken, daß es der Bosheit eines Menschen gelingen kann, bra-

de Männer zu einer solchen Unbesonnenheit zu verleiten. Heym mag viele schwarze Thaten verübt haben, aber keine, glaube ich, beflekte seine Sele mehr, als die, durch die er einen redlichen Mann mit seiner Familie unglüklich machte. —

Ich lebe noch immer vergnügt, und kann mir kein besseres Schiksal wünschen, als ich habe, wenn ich nur nicht immer genöthigt wäre, wider meine Denkungsart, die Unterthanen zu pressen. Dieß ist warlich, bey aller meiner übrigen Glükseligkeit, ein trauriges Loos für mich, obgleich eigentlich hier zu Lande kein Unterthan über Strenge klagen kann. Es wird den Leuten zur Bezahlung ihrer Gefälle so viele Zeit gelassen und um der geringsten, nur scheinbaren, Ursache willen so viele Nachsicht gelassen, daß auch der dürftigste, wenn er nur irgend im Ernst an Berichtigung dächte, immer in Ordnung seyn könnte. Aber gleichwohl nuzt kein Mensch die ihm gegönnten Fristen, er scheint durch Güte und Nachsicht verwöhnt zu seyn und glaubt, immer wieder neue Gestündung zu finden. Er schränkt sich nirgends ein, um seine Schuld berichtigen zu können,, läßt alles aufs äußerste ankommen und am Ende, wenn nun schlechterdings Ernst gebraucht werden muß, dann schreyet er über Gewalt.

Daß er mit Unrecht schreye, ist offenbahr, indessen ist es für mich doch gleichwohl äußerst nie-

derschlagend, wenn ich das Jammern anhören und taub dabey seyn muß, wenn ich mich genöthiget sehe, oft den Leuten das Bett, worauf sie liegen, wegnehmen zu lassen.

Aber wäre es nicht besser, man brauchte diese Strenge gleich Anfangs bey den Unterthanen, wenn das, was sie schuldig sind, noch wenig beträgt? Wenn der Mann einmahl nicht anders weiß, als daß jede Kleinigkeit, die er zu berichtigen hat, sogleich nach Verfluß des Zahlungs-Termins mit Strenge von ihm beygetrieben werde, o wie wird er jeden Pfennig zu Rath halten und wie sehr leicht wird es ihm denn seyn, seine Abgaben zur rechten Zeit zusammen zu bringen! — Und sind denn einmahl die Unterthanen an diese Ordnung gewöhnt, so wird gewiß nie ein Rest aufwachsen.

Ich halte alle Nachsichtsertheilungen solcher Art, wo man den Leuten, so lang sie Kleinigkeiten schulden, Frist auf Frist gibt, und dann, wenn sich die Kleinigkeiten zu Summen aufgethürmt haben, mit den strengsten Zwangmitteln gegen sie verfährt, für wahre Grausamkeit. Es ist gewiß minder streng, geringe Schulden mit Ernst beyzutreiben. Der Mann, den ich dadurch einmahl zur Ordnung gebracht habe, wird mir am Ende danken, wenn mir jener, dem ich bey Kleinigkeiten nachsah und dem ich nun das Große ohne Barmherzigkeit abpresse, fluchen wird. Und

alles

alles dieß folgt aus der sehr einfachen Wahrheit, daß ein Pfennig ehr zu bezahlen sey, wie ein Thaler.

Ich wünschte sehr, ein andres, menschenfreundlicheres Geschäfte zu haben, denn ich muß bekennen, daß mir mein Amt von Tag zu Tag unerträglicher wird. Gern wollte ich einen wenig einträglichern Dienst, der dergleichen harte Pflichten, wie ich befolgen muß, nicht hat, gegen den meinigen vertauschen. —

Doch, ich bin einmahl darinn, kann es nicht ändern, und würde den Stein, wenn ich auch alle Mühe anwenden wollte, nicht wälzen können. Wohl mir — daß der Friede meiner Ehe wieder hergestellt ist. Der Umgang mit meinem lieben Weibe muß mir manche trübe Stunde, die ich in meinem Amte habe, hell machen. Behalte ich dieses Glük, so will ich im übrigen geduldig seyn. — Leben Sie wohl, lieber Vater!

---

## Zweyhundert und eilfter Brief.

**Der Hofrath Baumann zu Hohenzell an den Amtmann Sturz zu Liebenau.**

Da bin ich wieder in meiner Clause, lieber Amtmann! Meine Commission ist glüklich geendiget!

Wäre ich noch ein Mann, wie ich sonst war, so würde ich aus dem Rescripte, das vor kurzem wegen dieses Geschäftes ergangen ist, und worin mir sehr viele Elogen gemacht werden, sehr ausgelassen vergnügt seyn. Aber ich bin es nicht! Nur das Glük in der Liebe könnte mich erfreuen; nur Helenens Besiz. Aber dieß ist nun eine Sache, die sich jezt nicht mehr hoffen läßt! Erstlich darum, weil ich, wie ich Ihnen schon gesagt habe, nach meinen Grundsäzen, um Helenen in ihren jetzigen Glüksumständen nicht mehr anhalten kann; dann, weil Helene an mich geschrieben, und meinen Antrag weit von sich weggeschoben hat. —

Es sey! Ich habe nun meine Hoffnung mehr noch als vorhin aufgegeben, und bemühe mich, Helenen aus meinem Herzen zu vertilgen, als ob sie nie darin gewesen wäre. Freylich wird der Kampf schwer seyn, und noch habe ich eben keine großen Aspecten, daß er mir sonderlich gelingen möchte. Allein ich will es doch wagen, den Streit zu beginnen. — Erst beginnen, werden Sie sagen? — Ja leider! erst beginnen muß ich ihn, denn meine vorigen Entschlüsse waren nicht fest genug! — — O die böse Liebe, wie viele, unwiderstehliche Gewalt hat sie doch über die Menschen! Sie macht aus uns was sie will! — Aber ich will ihr Troz bieten, ich will ihr entgegen gehen,

mit ihr kämpfen, und sie soll, ja! sie — soll unterliegen. Muß doch der Mensch oft so viel überwinden lernen, sollte es ihm unmöglich seyn, diese Leidenschaft zu besiegen? —

Sie erhalten bald Nachricht von mir und von dem Fortgang meines Streites. — Leben Sie indessen wohl!

N. S.

Da ich diesen Brief an Sie kaum geschlossen hatte; gab es einen Auflauf auf der Straße. Ich erkundigte mich nach der Ursache und hörte, daß man einen Fremden in der Linden-Allee gefunden habe, der an sich selbst Mörder geworden sey. Neugierde und Mitleiden trieb mich hinaus an den Ort, wo er, meines Bedientens Sage nach, liegen sollte; allein ich kam zu spät, um etwas zu sehen. Die Stadtgerichte hatten bey dem ersten Gerüchte Anstalt gemacht, ihn mit seinen zurükgelaßnen Habseligkeiten wegzuschaffen, um — menschenfreundlich genug — zu des Unglüklichen Rettung, wo möglich, Vorkehrung zu treffen.

Der Plaz, auf dem er, durch einen auf sich gerichteten Pistolen-Schuß getroffen, war gefunden worden, ward mir gezeigt und ich fand noch die warmen Spuren vergoßnen Menschenblutes. Mir ward weh um mein Herz und da alles sich

ent-

entfernte, um seine Neugierde ganz zu befriedigen, so beschloß ich, hier zu verweilen und mich dem Gedanken über die grausește That, die der Mensch begehen kann, zu überlassen.

Es war ein schöner, von einer bejahrten Linde überschatteter Plaz, am Ufer eines kleinen Baches, den sich der Unglükliche zur Vollendung der That, mit der er vielleicht schon lang kämpfte, ausersehen hatte. Das Gras war sehr niedergedrükt und vermuthlich hatte der Arme dieß entweder vor dem Kampfe mit dem Entschluß zum Selbstmord, oder gleich nach Vollbringung desselben gethan.

Gott! dachte ich, wie mag doch der Mensch so weit kommen, daß er die ihm so tief in seine Sele gelegte Liebe zum Leben überwinden kann. Der Selbstmörder zerreißt das Band mit Gewalt, das Millionen mit dem größten Eifer zu befestigen suchen. Tausende beben vor dem Zeitpunkt, wo ihre morsche Hütte zur Erde sinken wird und der Selbstmörder stekt sich oft in der Blüthe seines Lebens freywillig selbst ein näheres Ziel seines Lebens! Und warum? Immer aus keiner andern Ursache, als weil ihm sein jetziger Zustand unerträglich zu seyn scheint! Aber kommt ihm denn bey seinem Entschluß niemals die Frage in den Sinn: wird denn der Tausch, den ich jezt treffe, glüklich für mich seyn? Werde ich in einen bes-

sern

sern Zustand kommen? — Beynahe ist dieß unmöglich. Denn wenn ich mich meiner mir unerträglich scheinenden Fesseln entledigen will, so muß ich doch den Gedanken, daß es mir hernach wohl seyn werde, in dem Sinn haben. — Also muß der Selbstmörder wohl glauben, daß ihn nach vorsäzlicher Zerstörung seiner Dauer ein beßres Leben erwarte, glauben, daß es eine verdienstliche Handlung sey, sich eigenmächtig von seinem Posten zu entfernen, oder — er muß zur Zeit, wo er seinen Entschluß faßt, seine ganzen Geisteskräfte nicht mehr haben.

Um der Sache mehr nachzudenken, riß ich mich los von dem Schaudervollen Schauplaz und da ich kaum vier Schritte fortgegangen war, fand ich einige zerstreute Hefte liegen die der Entselte muthmaßlich verlohren hatte. Jezt reizte mich meine Neugierde, ihren Innhalt sogleich zu erforschen. Sie waren unvollendet — doch hier folgen sie in Abschrift. —

Ich wollte nun den Faden meiner Gedanken vom Selbstmord wieder auffangen, als mich abermals eine neue erschütternde Scene unterbrach. Im kleinen Gottesakker, wo die Innwohner unsrer Vorstädte begraben werden, hörte ich im Vorbeygehen ein dumpfes, klägliches Getöse. Ich eilte an das schwarze Gegitter, das auf der Seite, wo ich vorüber ging, die Aussicht in den Gottesakker

öffne-

öffnete, und sah eine Frau im schwarzen Anzuge vor einem frischgemachten Grabe stehen und neben ihr auf dem Grabe selbst ein kleines, ungefähr fünfjähriges Mädchen sitzen. Jene suchte diese von ihrer Stelle mit Zureden und Thränen wegzubringen und diese widerstand jener, indem sie ihre kleinen Aermchen fest um das da stekkende Kreuz geschlungen hatte.

Der Auftritt war mir zu rührend, als daß ich nicht die Veranlassung dazu hätte untersuchen sollen. Ich stieß an das Gitterthor und es sprang auf, ich blieb aber, da ich nicht wahrgenommen ward, sogleich beym Eingang stehen, und da hörte ich folgendes:

Frau. Liebes, gutes Herzenskind, willst du denn deine Mutter ganz verlassen? Ich hab' dirs ja gesagt, dein Vater hört dich nicht mehr und kommt nicht wieder. Halt dich doch nunmehr an deine treue Mutter.

Kind (Unter Vergießung häufiger Thränen.) Geh nicht da fort, Mama, will bey meinem Papa da sterben, komm doch d'rnach wieder zu ihm, wenn ich auch in das Loch gescharrt werde.

Frau. Du kommst ja doch auch einmahl wieder zu ihm, wenn der liebe Gott will, betrübe mich doch nicht so! Ach komm in meine Arme und laß dich nach Haus tragen. (Hier wollte sie

sie die Mutter mit Liebe in die Höhe heben, aber sie widerstrebte.)

Kind. Wenn mich Mama lieb hat, läßt sie mich da bey meinem Papa sterben. Muß wieder zu meinem guten Papa.

Die Mutter, die, wie ich wohl wahrnehmen konnte, zu zärtlich war, um Gewalt zu brauchen, drehte sich hier mit gewundenen Händen auf die Seite zu und ward mich gewahr. Ich erkannte sie nun sogleich. Sie war die Wittbe eines jungen redlichen Advocaten, der vor einigen Tagen gestorben ist. Sogleich ging ich auf sie zu und befragte sie über den Zusammenhang dieser Scene und sie erzählte mir folgendes:

Die Kleine sey ihr Kind, das zu ihrem verstorbnen Vater so wie er zu ihr die unbeschreiblichste Liebe gehabt hätte. Da es mit ihm zum Absterben gekommen sey, so habe sie das Kind auf die Seite geschafft und erst heute wieder in das Haus gebracht, um sie nach und nach an die Abwesenheit ihres Vaters zu gewöhnen. Allein sie habe nicht aufgehört, nach ihm zu fragen, habe sich vor die Thür seines Zimmers gesezt und unaufhörlich gerufen: mach auf, mach auf, lieber Papa! und da niemand hätte hören wollen, sey sie stille geworden, herunter und in des Nachbars Haus geschlichen, wo man ihr das

Able-

Ableben ihres Vaters bekannt gemacht hätte. Und sogleich wäre sie mit dem Kinde des Nachbars nach dem nicht weit entfernten Gottesakker gegangen, hätte sich sein Grab weisen lassen und unter Vergießung einer Menge Thränen darauf geworfen, säße nun schon vier Stunden da und wäre nicht wegzubringen.

Mann! wie mir bey Anhörung dieser Erzählung zu Muthe ward! Gibt es wohl viel Erwachsene von diesem Gefühl? Wird dieß Mädchen es auch, wenn sie länger lebt, in ihr späteres Alter mitnehmen? —

Ich bemühete mich, die Kleine zu überreden, daß sie ihrer Mutter nach Haus folgen möchte; aber ich richtete lange nichts aus. Sie blieb bey den Ausrufungen: ach, ich muß wieder zu meinem guten Papa!

Endlich glükte es mir doch, sie auf andern Sinn zu bringen. Ich fragte sie, ob sie denn ihre Mama gar nicht lieb hätte, ob denn die auch sterben sollte?

„Ach ne" rief sie, „Mama soll leben" und strekte ihre beyden Aermchens Liebevoll gegen die Mutter aus. Als aber diese sie aufheben wollte, klammerte sie sich wieder fest an das Kreuz an. Ich sagte drauf zu ihr, wenn sie nicht mit ihrer Mutter nach Haus ginge, so würde sie ihren verstorbnen Papa beleidigen, was denn der wohl

sagen

sagen möchte, wenn er hören sollte, wie sie ihre Mutter jezt betrübte. Wenn sie hübsch folgte, so würde sie desto eher zu ihm kommen; wenn sie das aber nicht thäte, so müßte sie noch gar lange warten, ehe sie ihn wieder sähe.

Machte diese lezte Vorstellung auf ihre Kindesseele allein Eindruk, oder gesellte sich auch etwas Furcht vor dem Ernst eines unbekannten Mannes dazu — genug, sie ließ sich nun von mir, wiewohl unter lauten Schluchzen auf den Arm ihrer Mutter heben und von ihr wegtragen.

Dieß habe ich Ihnen nun erzählt, aber, so kleinlich auch immer manchem dergleichen Dinge vorkommen mögen und so wenig sie auf diesen Eindruk machen; ich muß mich jezt zu erholen suchen. Ich habe zu viel empfunden.

Also jezt weiter kein Wort mehr!

---

# Beylage
zum zweyhundert und eilften Brief.

## Bitten an große Herren.

Ihr Fürsten dieser Erde, ihr Herrscher in diesem Leben, die ihr, vermöge eurer Geburt, oder eines rechtmässigen Erwerbungsmittels, an der Spitze eines oder mehrerer Lande steht und über Tausende gebietet, ihr möget Könige, Herzoge und so weiter heißen, laßt mich, zu einer Zeit, wo alles frey spricht, wo nach dem herrschenden Ton überall frey gesprochen werden soll, aus der Fülle meines Herzens ein Wort mit euch reden.

Zwar bin ich, gegen euch und das, was ihr in der Welt vermöget, nur ein Punkt der Schöpfung, aber, nach des Schöpfers Willen, soll auch dieser Punkt auf seinen Mittelpunkt wirken, oder, was das nähmliche ist, zur Beföderung des Guten nach seinen Talenten beytragen. Ich bin nur ein schwacher, elender Mensch gegen euch, sehe aus dem dunkeln Staube zu eurer glänzenden Höhe hin, aber doch bin ich ein Mensch! — was auch Ihr seyd. Wir sind uns an Würde, die in die Augen fällt, sehr ungleich, aber ich kann euch und ihr könnt mir bald gleich werden. Jezt wandeln wir vor dem Vorhang einer Bühne, hin-

hinter dem wir, wenn er aufgezogen oder weggeschwunden seyn wird, alle gehen müssen; und auf diesem Wege finden denn diese großen Verhältnisse zwischen Staub und Staub statt. Aber morsch ist er, der Vorhang — ein Hauch des Todes zertrümmert ihn, wir beyde müssen dann die Bühne verlassen und den geöffneten neuen Schauplaz betreten. Hier finden wir wohl einander wieder, aber die Masken, mit denen wir vorhin umher wandelten, müssen gleich beym ersten Schritt hinter dem verschwundnen Vorhang abgelegt werden. Denn hier gibt es nur einerley Gestalten.

Wir entstanden beyde und verschwinden beyde auf gleiche Art; nur die Mitte zwischen Entstehen und Verschwinden ist ungleich. Zu einer kurzen Wallfahrt gehen wir von einem gemeinschaftlichen Punkte aus, verlassen uns eine Zeit lang, glänzen zum Theil auf Höhen und irren zum Theil in dunkeln Abgründen, zulezt aber kommen wir doch wieder zusammen, und — so ohnmächtig, wie wir ausgegangen waren. Das Loos, einst Staub zu werden, zog mir die Natur, eben so wie euch, gleich bey meiner Entstehung. Und wenn ich denn, den Mittelzustand, der uns unterscheidet, abgerechnet, so ganz gleich mit euch bin; so darf ich ja wohl ein Wort mit euch reden, das ohnedieß nicht auf diesen Mittelzustand,

sondern auf jenen neuen Beziehung hat, wo Gleichheit den größten Theil der, jezt oft leidenden und seufzenden Menschheit versöhnen wird.

Nicht mit dem Herzen oder im Tone eines Rebellen will ich sprechen — kann das bey meinen Grundsätzen nicht. Ihr fodert mit Recht von euern Unterthanen Gehorsam. Ihr seyd einmal Fürsten und, wenn ihr auch hie und da zu viel fodert, so trifft doch, in den mehresten Fällen, der Vorwurf nicht euch, sondern eure Diener. Nicht alles, oft nur sehr wenig, könnt ihr mit eignen Augen sehen, und abscheulich wäre es, euch wegen der Handlungen eurer Diener den Gehorsam aufzukündigen. Entfernt sey von mir der Gedanke, euer Heiligthum durch Aufmunterung der Rebellen anzutasten; aber der Zuruf eines Wahrheitliebenden wird mir erlaubt seyn.

Entweder glaubt ihr, ihr Großen der Erde, daß uns der Tod zu einem neuen Leben ruft, wo das Gute, das der Bettler hier that, eben so belohnt, als das Böse, das der glänzendste Monarch — durch sich oder durch andre — verübte, bestraft wird, oder nicht. Ist dieses, so habe ich mit euch weiter nichts zu sprechen. Denn was könnte ich da sagen! Was vermögte ich gegen den Grundsatz aufzubringen: mit dem Tode

ist

ist alles aus. — Wenn ihr aber überzeugt seyd, daß euer jetziges Leben nur der Anfang eines zukünftigen, nach euerm Tod fortzusetzenden, Lebens sey: dann bin ich wohl berechtiget, Gehör bey euch zu fodern.

Euer jetziges Leben ist also nur der Anfang eines andern. Jenes ist die Saat und dieses die Erndte. Also, habt ihr wohl gesäet, so werdet ihr gut erndten. Aber nie habt ihr gut gesäet, wenn ihr nicht, so viel es eure Kräfte vermogten, eure Pflichten erfüllet habt! Und diese — sind, Gott getreu zu seyn und aus Liebe zu ihm alles anzuwenden, damit ihr diejenigen, die ihr beherrschet, die das Joch der Unterwürfigkeit, auch bey aller Schonung, immer noch zu Boden drükt, glüklich machen möget.

Und davon will ich denn mit euch reden, nicht, wie ich schon gesagt habe, als Rebelle, nicht als anmaßlicher Lehrmeister, sondern als ein Freund der Wahrheit, dessen Stimme überall gelten muß.

Meine Bitten, die ich an euch zu thun habe, betreffen zuerst

## 1. Unsre Religion.

Voraus erinnre ich hier, daß ich nicht zu denjenigen gehöre, die in Glaubens- und Religions-Sachen blinden Gehorsam fodern, die die Menschen zwingen wollen, gewisse Lehrformeln anzuneh-

nehmen, sie mögen davon überzeugt seyn, oder nicht.

Und verflucht wäre ich, wenn ich einem Fürsten das Recht zugestehen wollte, die Gewissen seiner Unterthanen beherrschen zu können! — Aber zwischen solch einem Zwang und einem Leichtsinn, der jezt in den mehresten Ländern geduldet wird, gibt es eine breite Mittelstraße.

Um mich hierüber weiter zu erklären, will ich erstlich Thatsachen vorausschikken und die, aus meinen darüber gemachten Beobachtungen, gezogenen Resultate sollen meine Bitten, in Rüksicht auf Religion an euch, ihr Großen, begründen.

Der Beherrscher des Landes A. verstattet gänzlich Sprach= und Preßfreyheit. Jedermann in seinem Staate kann von der Religion reden, schreiben und drukken lassen, was er will. — Er bewirkt dadurch, daß die Aufklärung ihr Haupt empor hebt, daß alte schädliche Vorurtheile von ihrem, lang behaupteten, Throne herunter geschleudert werden, daß gefesselte Menschenfreyheit von ihren Banden gelöset wird, und vielleicht noch mehr gutes.

Der Regierer des Landes B. unterdrükt alle Freyheit in Religions-Sachen zu reden und zu schreiben. Nichts soll ohne angestellter Censoren Erlaubniß öffentlich zum Druk gelassen werden. Kein Journal, keine gelehrte Zeitung, keine Schrift,

die irgend etwas von Untersuchung der Religions-Wahrheiten vorträgt, soll geduldet werden. Kein Mensch darf, bey schwerer Strafe, ein Urtheil hierüber fällen und, wenn es möglich wäre, so würde man auch den Gedanken ein eignes Inquisitionsgericht bestimmen.

Der Fürst des Landes C. hat eben so, wie der vorige, Censoren bestellt, aber ihre Inspection geht nur auf einzele Bücher und Abhandlungen, die im Lande gedrukt werden. Mit der größten Strenge wird jedes Manuspt, dessen Aufschrift nur irgend Speculation in Religions-Sachen ahnden läßt, anatomirt; aber gelehrte Zeitschriften, die auf jedem Blatte mehr gegen die geoffenbahrte Religion vorbringen, als zehn Bücher oft thun, werden ausdrüklich oder stillschweigend gebilligt. Auch werden Lehrbücher und öffentlich bestellte Religionslehrer geduldet, die Grundsätze, welche doch die Censoren verwerfen, einer ganzen Theologischen Generation vortragen.

Offenbahr geht jeder im Dulden und Nichtdulden zu weit.

Ich habe gar nichts gegen gründliche Prüfung unsrer, immer noch im allgemeinen geltenden Religions-Wahrheiten und, wenn ich von dem Gegentheil derselben überzeugt würde, so wäre ich gewiß, wie irgend jemand in der Welt bereit, sie gegen andre Grundsätze zu vertauschen. Und,

wenn wir wirklich, bey unserm gewöhnlichen Glauben irren, so ist es immer auch des Landesherrn Pflicht, uns durch verstattete freye Untersuchung von unserm Irrthum zurükführen zu lassen. In diesem Betracht also wäre allerdings die Freyheit, über die Religion zu sagen, was wir für gut halten, ein köstliches Ding und der Fürst des Landes, der sie nicht unterdrükt, wäre alles Lobes werth.

Wer aber **unbegränzte** Freyheit im Schreiben über Religions-Wahrheiten erlaubt, macht, daß die dabey zum Ziel gesezte Aufklärung nicht in ihren Gränzen bleibt, daß jeder, der auf irgend eine Art sein Interesse dabey findet, die Berichtigung der Wahrheit aus den Augen verliehrt und lieber ihre gänzliche Vertilgung zum Vorwurf seiner Bemühungen macht.

Doch wenn lezteres auch nicht wäre, wenn alle Untersuchungen redlich auf Entdekkungen der Wahrheit gingen, so würde doch immer die Gränzenlose Freyheit im Schreiben über Religions-Wahrheiten nur unter gewissen Bestimmungen allgemein gut seyn. Nur alsdenn würde die Würderung der bisher gegolten habenden Religions-Grundsätze glükliche Folgen im Allgemeinen haben, wenn sie überall und bey jedem Menschen gänzliche Ueberzeugung hervorbrächte. Ist dieß aber nicht zu erwarten, so wird diese, so ganz frey

verstattete, Untersuchung im Ganzen Schaden bringen. Unter hunderten, denen sie bekannt wird, ist kaum einer, der ein richtiges Urtheil darüber fällen und sich Ueberzeugung, wahre, auf Grundsätzen gebaute, Ueberzeugung, wenn sie auch wirklich möglich ist, verschaffen kann. Die übrigen werden in ihrem Glauben, den sie bisher hatten und bey dem sie sich wohl befanden, irre gemacht werden, ohne von dem, was sie nun irre macht, überzeugt zu seyn *). Es wird ihnen genommen, was sie hatten und sie erhalten nichts bessers dafür. Alles mögliche zugestanden, so werden sie wenigstens durch eine grausame Hand von einem angenehmen Schlummer, in dem sie ihre Mühseligkeit nicht fühlten, geweckt, um zum größten Elend zu erwachen, welches schwankende Grundsätze in Religions-Wahrheiten schlechterdings hervorbringen.



*) Vortrefflich ist die Stelle in dem allgemeinen Gesezbuch für die Preußischen Staaten: jedem Einwohner im Staate muß eine vollkommne Glaubens- und Gewissensfreyheit verstattet werden. Aber nach dieser Vorschrift muß auch kein Mensch durch unüberzeugende Raisonnements in seinem bisherigen Glauben irre gemacht werden, denn außerdem wird seine Glaubens- und Gewissensfreyheit immer auch eingeschränkt seyn.

Aber dieß ist nicht der einzige Schade, den jene freye Untersuchung und Würderung der Religionswahrheiten, die keine vollkommne Ueberzeugung geben kann, stiftet! Der zum Beurtheilen unfähige, wenn er sich über die ihm gemachten Zweifel nicht belehrt und überzeugt findet, ist entweder ein Mann, dem sein bisheriger Glaube am Herzen lag, oder nicht. Ist jenes, so wird, statt seiner bisherigen Selenruhe, Melancholie sein Loos seyn, und ihn vielleicht in einen Abgrund führen, aus dem keine Rettung möglich ist. Ist dieses, so werden die gemachten und nicht aufgelöseten Zweifel zu dem Gedanken führen: wenn dieß und jenes, was mir bisher als Religionswahrheit vorgetragen ward, nicht gegründet ist, so kann ja wohl alles, was ich von meinen Lehrern von Jugend auf hören mußte, ungegründet und nur auf Treu und Glauben, vielleicht auch wegen des mit ihrem Amte verbundnen Verdienstes, von ihnen nachgesagt worden seyn. Besonders möchten diejenigen, denen nur die Religions-Wahrheiten Fesseln anlegen können, auf diese Gedanken fallen und bey Zweifeln, die ihnen in manchen Sachen beygebracht werden, ob sie gleich deren Grund oder Ungrund nicht einsehen, auf die Gedanken kommen, daß es vielleicht überall mit demjenigen, was sie immer von Religionspflichten gehört haben, nicht so ganz richtig seyn dürfte. Gar leicht

kön-

können sie, da dieß ihrem Wunsche, alle Vergnügungen, die ihr Körper will, zu geniessen, so ganz entspricht, die Idee fassen, daß die Bibel nur von Leuten vertheidiget werde, die ihr Brodt dabey finden, und da ihnen alsdenn, weil sie, wenigstens eine natürliche Religion sich zu denken, zu schwachen Kopfes sind, alles erlaubt zu seyn scheint, so werden sie auch alles verwerfen, was nicht mit den Trieben ihrer körperlichen Bedürfnisse harmonirt.

Dieß wird dann vorzüglich der Fall seyn, wenn Leute hören, diese oder jene Stelle der Bibel sey untergeschoben und unächt. Daß die mehresten von der Richtigkeit einer solchen Behauptung nicht urtheilen können, liegt ganz am Tage. Nicht nur ganz blinde Layen müssen, wenn sie so etwas annehmen, einem Gesage nachbeten, sondern auch selbst die mehresten unsrer — mit Recht oder Unrecht — so genannten Gottesgelehrten. Es kommt ja hier alles, wie bekannt, auf Einsicht und Beurtheilung der Handschriften an, und wie wenige sind in dem Fall, zu jener gelangen und dieser sich rühmen zu können.

Ihr Fürsten, die ihr, zu unsern Zeiten, das glänzende Loos eures Regenten-Glüks oft so drükkend findet, weil der Geist des Aufruhrs und der Rebellion euch erscheinet oder drohet; untersucht die ersten Ursachen, die ihn erwekken! Religion

Jesu

Jesu rief ihn nicht hervor: aber die, die sie bezweifelten und eure Unterthanen, sie mit ihnen zu bezweifeln, veranlaßten! Nur allein die Lehren der Religion können eure Unterthanen, wenn sie — nicht unter eurem — aber unter eurer Diener Druk seufzen, von dem Gedanken abhalten, das Joch abzuschütteln, das ihnen freylich, wenn sie keine Lehren und Gebote der geoffenbahrten Religion mehr anerkennen, unerträglich seyn muß —

Was ich aber für Bitten an euch hierin zu thun und welche Grundsätze ich dabey aufzustellen habe, sind als Schlußfolgen von dem, was ich bisher sagte, diese:

I) Verstattet jede freye und öffentlich bekanntgemachte Untersuchung unserer Religions-Wahrheiten nur alsdenn, wenn sie jedermann von seinem bisherigen Irrthum mit Ueberzeugung zurükführen kann, oder wenn dieß, wie es bisher der Fall war — und vielleicht immer seyn wird, — nicht ist, so trefft II) Verfügung, daß diese freye Untersuchung nur denjenigen bekannt werde, die sie wirklich beurtheilen können, und laßt III) nicht geschehen, daß Lehrer mindrer und höherer Schulen ihren Zuhörern Zweifel an Religions-Wahrheiten vortragen, denn junge Leute beten, wenigstens in den mehresten Fällen, gern nach, ohne überzeugt zu seyn.

Wie das ungefähr zu bewerkstelligen wäre, will ich euch, jedoch nicht aus meinem Gehirn, sondern durch des Fürsten D. Verfassung, die ich einst kennen lernte, lehren.

Dieser Fürst sah ein, daß die unbeschränkte Erlaubniß über Religions-Wahrheiten zu schreiben, was jedem gut dünkt, großen Schaden bringe. Er bemerkte, daß dadurch überall Zügellosigkeit einriß, die sehr schlimme Folgen nach sich zog. Der gemeinste Mann vom Stand und von Kenntnissen maßte sich an, nicht nur bestrittne Glaubenssätze öffentlich für falsch zu erklären, sondern auch seine daher genommenen Zweifel an allem, was ihm und andern vorhin heilig war, jedermann zu bekennen. Der Zweifel an die Lehren brachte auch sogleich die Zweifel an die Verbindlichkeit der Pflichten hervor und so kam es denn bald dahin, daß auch der Gehorsam wegfiel. Uud da entstanden manche Ereignisse, die dem guten Fürsten sehr unangenehm seyn mußten.

Er pflog mit seinen Räthen deshalb Unterhandlung und das Resultat ihrer Untersuchungen war, dem gemeinen Mann — worunter alle diejenigen begriffen wurden, die in diesen Sachen kein richtiges Urtheil fällen konnten, sie mogten gelehrt, oder ungelehrt, adelich oder unadelich, von vornehmem oder geringem Stande, jung oder alt seyn — von jeder Würderung irgend einer Religions-

gions=Wahrheit nichts ehr wissen zu lassen, bis vollkommne Ueberzeugung davon zu erwarten stände.

Der Fürst sah die Gründlichkeit dieses Gutachtens seiner Räthe ein und gab dieses Gesez: „jedermann soll die Freyheit haben, in meinem Lande von Religions=Wahrheiten zu schreiben und „drukken zu lassen, was er will, aber nur unter „der Bedingung, daß dieß, es sey in ganzen „Werken, oder einzelen Abhandlungen, Journalen oder Zeitungen, lateinisch geschehe. Keine „deutsche Schrift, die die Religion, in so fern sie „Beurtheilung oder Niederschlagung bisher gegolten „habender Wahrheiten betrifft, soll geduldet werden. „Noch weniger aber soll sich ein Katheder= oder „Kanzellehrer unterstehen, seine Zuhörer über Religions=Wahrheiten zweifelhaft zu machen, wenn „er nicht im Stande ist, sie von einem Irrthum „gänzlich zu überzeugen. Würde sich aber durch „öffentliche Vorträge, oder durch Untersuchungen, „welche in lateinischer Sprache angestellt worden „sind, am Ende veroffenbahren, daß gewisse, bisher für unleugbar angenommene Grundsätze nicht „bestehen, und dieß ganz zur Ueberzeugung dargethan werden können, so soll es nicht allein sogleich in deutscher Sprache bekannt zu machen „erlaubt, sondern auch durch Landesherrliche Auctorität der bisherige Irrthum, so viel nur immer

„mensch=

„menschliche Gewalt über Gewissen vermag, aus„gerottet werden.“

Und über dieses Gesez hielt auch der Fürst. Es durfte sich auch keine Schrift, sie mogte Buch, Brochüre, Journal, gelehrte Zeitung heißen, oder sonst einen nach Modeton gestimmten Nahmen haben, erblikken lassen, wenn sie Untersuchung und Bezweiflung der Religions-Wahrheiten betraf und nicht in lateinischer Sprache geschrieben war. — Und eben so wenig durfte ein öffentlicher Lehrer bloße Zweifel an einer Religions-Wahrheit, ohne vom Gegentheil zu überzeugen, vortragen.

Der edle Fürst hatte überhaupt den Grundsaz, nichts befehlen zu wollen, was die Nothwendigkeit nicht schlechterdings erfoderte; aber was er denn einmahl anzuordnen, für nöthig fand, das mußte auch auf das strengste beobachtet werden. Er sagte oft: ich schreibe meinen Unterthanen nicht gern Regeln vor, nach denen sie ihre natürliche Freyheit einschränken sollen, aber, wenn ich sie ihnen aus vollkommenster Ueberzeugung, daß es nöthig sey, vorgeschrieben habe, dann müssen sie sich darnach richten. Spielen laß ich dann nicht mit mir.

Und so, wie dieser Fürst handelte, wünschte ich, daß alle handeln möchten. Dann würde das unüberzeugende Raisonnement über Religions-Wahrheiten, das schon so viel Schaden überall

gestif-

gestiftet hat, nicht mehr die Herzen der Menschen irre leiten. —

Das wäre denn, in dieser Rüksicht, meine Bitte an euch, ihr Großen der Erden. Vorschreiben kann ich euch nichts, aber bitten ist mir doch wohl unverwehrt! — Ich glaube sehr gern, daß diese Bitten keinen sonderlichen Eindruk auf euch machen werden, aber ich leide dabey keinen Schaden. In meiner einsamen Hütte wird mich nichts stöhren, was irgend um mir herum vorgeht; aber glaubt mir, euer Leichtsinn in dieser, gewiß wichtigen, Sache, wird euch in der Folge viel Unglük zuführen. —

Und wenn ihr dann, ihr Fürsten, die Freyheit in Religionssachen zu reden und zu schreiben in ihre rechtmäßige Schranken gebracht, und dadurch sowohl des Unglaubens, als des Aberglaubens Macht zerstöret habet, dann sey auch eure wichtigste Sorge, euern Unterthanen tüchtige Lehrer und Prediger zu verschaffen. Seht nicht allein auf Gelehrsamkeit, sondern vorzüglich auf Rechtschaffenheit und unbescholtnen — kann es seyn — von Jugend auf unbescholtnen Lebenswandel. Ein gelehrter Mann macht oft wohl seine Zuhörer klug und aufgeklärt, aber, was ihr Verstand bey seiner Gelegenheit gewinnet, das und noch mehr verliert ihre Sittlichkeit durch sein Beyspiel.

Er ist wohl so aufgeklårt, daß er die Nothwendigkeit einer Erlösung ganz weg zu demonstriren sucht und seinen Zuhörern, als den nächsten und einzigen Weg, zur wahren Glükseligkeit zu gelangen, die Erfüllung ihrer Pflichten gegen Gott, den Nächsten und sich selbst anpreiset und er selbst ist ein Wollüstling, ein Trinker, ein Flucher, ein liebloser Beurtheiler und zeigt überhaupt durch seine Handlungen, daß es sein höchstes Gesez sey, den Genuß alles zeitlichen Guten, es sey auf Kosten seines Nebenmenschen, oder nicht, sich zuzueignen.

Oft stiftet dagegen ein minder gelehrter Mann durch sein vorleuchtendes Beyspiel, mehr wahres Gute, als alle Gelehrsamkeit. Sein Entzwek ist zwar nicht, seiner Zuhörer Kenntnisse ausserordentlich zu erweitern, aber, mit aller Kraft arbeitet er dahin, gute Menschen zu bilden. Er spricht nichts, wovon er nicht überzeugt ist und lehrt nichts, was er nicht selbst ausübt. Und, wenn er auch nicht predigte, so würde doch sein Lebenswandel eine Predigt seyn.

Ist es möglich einer Gemeinde einen Lehrer zu geben, bey dem Gelehrsamkeit sich mit Sittlichkeit schwesterlich paaret, dann ist es freylich noch besser. Trifft aber beydes nicht zusammen, so wählet den exemplarischen vor dem gelehrten

Mann, wenn es euer Ernst ist, gutes durch seine Berufung zu stiften.

Noch mehr aber muß eure Sorge dahin gerichtet seyn, daß ihr keinen Mann, dem es an Wissenschaften eben so, als guten Sitten fehlet, einen Lehrstuhl betreten lasset. Geschieht dieß, so habt ihr mit seiner Ernennung zum Prediger zugleich das Verderben einer ganzen Gemeinde resolvirt. Die Beyspiele, die dieß beweisen, sind, leider! nicht selten.

Daß euch, bey Besetzung der Predigerstellen, die alleinigen Empfehlungen der Hofmeister eurer Vornehmen und überhaupt Nebenabsichten nicht leiten dürfen, versteht sich von selbst.

Uebrigens müßt ihr auf öffentliche Lehrer eine beständige Aufsicht führen lassen, daß sie auch durch die Art ihres Vortrags nicht anstößig werden. Es gibt z. B. Männer, die sich durch affectirte Aussprache, durch Gebärden, durch übermäßiges Schreyen und s. w. bey dem gemeinen Mann lächerlich und bey dem übrigen Theil der Zuhörer verächtlich machen, und auf diese Art, durch eigne Schuld, die Unmöglichkeit eines guten Eindruks und aller Rührung veranlassen, mithin auch alle Fassung frommer Entschlüsse vereiteln. Diese sollten, wenn sie sonst sind, was sie seyn müssen, sanftmüthig und, nach Befinden, ernstlich zurecht gewiesen werden. Beson=

sonders wünschte ich, daß den Schreyern, die ihren Zuhörern durch den unleidlichen und gräßlichen Ton ihrer Stimme allen Muth benehmen, den Versammlungen der Christen im Tempel Gottes beyzuwohnen, die Nachricht von Christo, ihrem Vorbilde, eingeschärft würde: er wird nicht zanken noch schreyen und man wird sein Geschrey nicht hören auf den Gassen. Eben diese Aufsicht sollte auch diejenigen treffen, die ein abzulesendes Gebet übereilt und unverständlich, das heißt: ohne Andacht, sprechen.

Ueberhaupt sollte die, ob sie gleich papistischen Ursprungs ist, dennoch in unsern geistlichen Gerichten noch immer geltende Regel: mit den Predigern muß man Nachsicht haben, mit jener: gegen alle Personen geistlichen Standes muß man mit der größten Strenge verfahren, vertauscht werden. Gute Männer trifft dann dieß nicht, und schlechte sind einiger Schonung nicht werth. Auf allen Fall wird bey Ausübung dieser leztern Regel doch das Gute zuverlässig bewirkt, daß sich Jünglinge, vor ihrer Entschliessung, dem geistlichen Stande zu dienen, mehr prüfen werden und die ihnen drohende Strenge wird manchen unwürdigen von Betretung des Lehrstuhls abhalten.

Mit der Aufsicht über die Prediger müßt ihr Großen der Erde aber auch die Beobachtung aller

Lehrer, höherer und niederer Schulen, vom niedrigsten Dorfschulmeister an bis zum angesehensten Rector verbinden. Auch hier muß Geschik und Rechtschaffenheit seyn. Unbeschreiblich groß ist der Schade, den ein untreuer, ungesitteter und unexemplarischer Schulmann stiften kann, aber auch unübersehlich ist das Gute, das er in getreuer Erfüllung seiner Pflichten auf ganze Generationen zu bewirken vermag. —

Ach wenn doch Erfahrung — die beste Lehrmeisterinn — euch, ihr Fürsten, auch hier leitete! Wenn ihr doch mit eignen Augen sehen solltet das Gute und das Böse, das oft ein Schullehrer veranlaßt! Wenn ihr doch recht ergründen könntet, wie oft der Saame zu einem Bösewicht, dem ihr Rad, Galgen, oder Schwerdt zuzuerkennen euch bewogen seht, in einer schlecht bestellten Schule gekeimt ist! — Wie würdet ihr schaudern, wenn ihr sein Todesurtheil unterschreiben müsset! — Schlecht unterrichtete und an ihrem Lehrer ein unerbauliches Vorbild habende Schulkinder werden selten, äußerst selten, gute Unterthanen werden. O, wenn ihr erwägen wolltet, ihr Fürsten, daß die größte Finanz-Operation gegen gute Einrichtung eurer Landesschulen eine unbedeutende Null sey! —

Aber, wenn ihr denn nun tüchtige und treue Lehrer in Kirchen und Schulen habt, dann schafft auch, daß sie ihr schweres Amt nicht unter dem

Druk der Nahrungssorgen führen müssen. Leider! ist in vielen Ländern die Einrichtung so getroffen, daß der vom Schweiße seiner Arbeit triefende Geistliche und Schulmann oft kaum so viel hat, daß er die nöthigsten Bedürfnisse seines Lebens bestreiten kann. Seine Besoldung ward zu einer Zeit bestimmt, da die Lebensmittel kaum den vierten Theil kosteten, was sie jezt kosten und gleichwohl will kein Mensch einsehen, daß eine Erhöhung seines Gehaltes zu jetzigen Zeiten nöthig sey. Er muß sich von Jahr zu Jahr bey allen seinen Ausgaben mehr einschränken, behält oft nicht so viel übrig, daß er, ausser den allernothwendigsten Bedürfnissen, etwas aufzuwenden vermag, darbt mit Weib und Kindern und niemand ist, der auf ihn herab sieht und zur Verbesserung seines Zustandes Hand anlegen will. Oft ist ein Mann angestellt, der allenfalls, eine geringe Rechnungskunde abgerechnet, gar nichts, weder an Verstand noch Herz, nöthig hat, um sein Amt zu versehen und dieser genießt Tausende von seinem Geschäfte, wenn der mit ganzem Kopf und mit warmen Herzen arbeitende Geistliche und Schulmann kaum über Hundert gebieten kann. — Wo ist denn freylich etwas Gutes vom Unterricht in Kirchen und Schulen zu erwarten! Wo kann ein schmachtender, täglich über Mangel seufzender Lehrer Muth hernehmen, mit den, ihm vom Anbruch des Tags bis in die Nacht entgegen tretenden Mühse-

ligkeiten den Kampf zu bestehen! Ist er ein rechtschaffner Mann, so wird er bald der Muthlosigkeit unterliegen: ist er von schlechter Denkungsart, so wird er zu hundert Kniffen seine Zuflucht nehmen, die ihn und sein Amt verunehren und am Ende seine Zuhörer verwahrlosen, mithin unendlichen Schaden stiften.

Ich weiß wohl, daß an vielen Orten die Einnahme, aus denen der Gehalt der Kirchen- und Schullehrer bestritten werden muß, entweder an sich, oder durch Betrug und Sorglosigkeit mancher Personen so schlecht beschaffen ist, daß, weit entfernt, eine Besoldungs-Erhöhung daher nehmen zu können, vielmehr die Nothwendigkeit, die Gehalte zu verringern, einzutreten scheint; aber gibt es denn gar keine Mittel, durch Einziehung andrer, minder nöthigen, Ausgaben des Staates die Quellen jener Einnahmen stärker zu machen. Ich dächte ja, es gäbe in allen Ländern immer Stellen, deren Verwalter für ihre ansehliche Besoldung wenig oder nichts thun. Sollte man diese nicht einziehen oder, äusersten Falls, durch Vereinigung mit andern Aemtern ihnen ein geringeres Gehalt bestimmen können? Oder ist es vielleicht ein unabänderliches Gesez, daß eine Landeskasse, wenn sie es vermag, der andern nicht zu Hülfe eilen darf? Das sollte ich doch nicht meinen! Gleiche Vertheilung der Einkünfte des Staats zu dessen Bedürfnissen, dächte

ich,

ich, wäre überall sowohl weislich, als möglich. Uebrigens gibt es auch Mittel, der, heut zu Tage so häufig vorkommenden Abnahme der öffentlichen, besonders der zu geistlichen Stiftungen bestimmten, Kassen abzuhelfen, wovon ich bald mehr sagen werde.

Kurz von der Sache zu reden, wenn ich Landesherr oder eines Landesherrn Rathgeber wäre, so müßte vor allen Dingen die Religion geschüzt, und für Bestellung rechtschaffner Diener derselben in Kirchen und Schulen so wie für ihr Auskommen ehr gesorgt werden, als irgend und für eine Anstalt im Lande. Das beste was ein Landesherr haben kann, sind gute Unterthanen und daß ihm die ein treuer Unterricht in der Christlichen Religion verschaffen könne, daran darf auch der Spötter derselben nicht zweifeln.

Zu dem, was ich bisher gesagt habe, gehört nun unmittelbar, daß ich von den Ursachen rede, die, besonders heut zu Tag, die zu milden Sachen gemachten Stiftungen so schwächen, daß die daher besoldeten Diener Jahre lang wegen zurükbleibender Auszahlung ihres Gehalts seufzen müssen. Ich glaube jene Ursachen besonders in zwey Stükken zu finden, nähmlich 1) in der geringen Besoldung der bey dergleichen Stiftungen angestellten Administratoren. Um die Sache nach meiner Erfah-

rung ins Licht zu stellen, will ich eine Thatsache vorausschikken.

G., ein geschikter Mann in seiner erlernten Kunst, der sich, nachdem er lange genug in der Fremde seine erlangten Kenntnisse zu erweitern gesucht hatte, in seiner Vaterstadt niederließ, ward theils durch Zuredungen, theils durch die, ihn anlachende, Hoffnung seine Glükkumstände verbessern zu können, bewogen, die Verwaltung einer milden Stiftung über sich zu nehmen. Die Einnahme der ihm anvertrauten Kasse war beträchtlich, aber sein Gehalt — bey einer Caution von achthundert Thaler, die man ihm mit drey und ein halb pro Cent verzinsete, — nur hundert Thaler. Der Mann fand mehr Arbeit bey seinem Amte, als er sich vorgestellt hatte und, was er erst glaubte, sein Metier als die Hauptsache und die Administration der übernommenen Kasse als Nebenwerk betreiben zu können, fand er unmöglich. Er sah sich gezwungen, lezteres zu seiner Hauptarbeit zu machen, und da er Weib und Kinder hatte, überdieß die Preise der nothwendigsten Bedürfnisse gestiegen waren, so sah er gar bald ein, daß sein Gehalt schlechterdings für ihn und seine Familie nicht hinreiche. Er war immer ein ehrlicher Mann gewesen und der Gedanke, bey eintretendem Mangel sich mit den ihm anvertrauten Kassengeldern zu helfen, kam ihm Anfangs

gar nicht in den Sinn. Er half sich, so gut er konnte und, ohne Eingriff in die häufig bey ihm eingehenden Gelder, borgte er hier und da, um sich nur einiger Maßen zu erhalten, in der Hoffnung, daß irgend ein glüklicher Zeitpunkt ihn aus seiner mißlichen Lage retten würde.

Allein der gewünschte Zeitpunkt kam nicht. Seine Gläubiger wollten befriedigt seyn und zugleich vermehrten sich seine Ausgaben. Statt daß er an ihre Befriedigung denken konnte, sah er sich vielmehr genöthiget darauf zu denken, wo mehreres Geld aufzuborgen sey. — Begreiflicher Weise ging das in der Folge nicht so wie er wünschte. Gedrungen von seinen Gläubigern und von der Nothwendigkeit, zur Erhaltung seiner Familie fernern Rath zu schaffen, glaubte er endlich, beym Mangel eines andern Auskunftsmittels, die Einnahme der ihm anvertrauten Kasse auch für die seinige ansehn zu dürfen. Zitternd nahm er die erste Summe, um sich Erleichterung zu verschaffen, bey dem zweiten Eingriff fühlte er weniger und bey dem dritten gar nichts mehr. Der Gedanke, daß er mit der geringen Besoldung, die ihm sein Amt, bey dessen Verwaltung wenig Nebenverdienst möglich war, darreichte, schlechterdings nicht auskommen könne, brachte ihn endlich dahin, zu glauben, daß es gar nichts unrechtes sey, sich

mit den Geldern seiner Kasse einstweilen zu helfen. Das konnte denn offenbahr nicht so fortgehen.

Die Untreue des G. ward bemerkt, man gab ihm von weitem zu verstehen, daß das Verhältniß, in dem er mit seiner Einnahme stehe, nicht unbekannt sey und nun wachte das Gefühl des ehrlichen Mannes, das bisher in seiner Sele geschlummert hatte, wieder auf. Mit Abscheu sah er auf seine Pflichtlosen Handlungen zurük und gern würde er sein Blut haben fließen lassen, wenn es möglich gewesen wäre, sie ganz damit zu vertilgen. Aber die Hauptsache war immer die, zu ersetzen, was er aus der, ihm anvertrauten, Kasse an sich genommen hatte und dazu sah er schlechterdings kein Mittel vor sich.

Das Gerücht von seiner Untreue ward lauter und nun kämpfte er unaufhörlich mit Entschlüssen, die seine Ehre retten sollten. Er glaubte nichts mehr übrig zu haben, als sich, sollte es auch nur auf einige Zeit seyn, mit Dreistigkeit und Unverschämtheit zu rüsten. Von Natur hatte er hierzu die Gabe nicht. Er suchte sie durch Uebernehmung im Trinken zu erwerben und dieß glükte ihm nicht nur, sondern er fand auch bey jeder Betäubung dieser Art, daß er seine äußerst traurige Lage dann vergessen konnte. Und nun war dieß seine Universal-Arzney, durch deren Gebrauch

brauch er denn freylich seine Sorgen übertäubte, sich aber auch immer tiefer in den Abgrund stürzte, in den er schon gesunken war, weil er immer mehr anvertraute Gelder für sich verwendete.

Seine Umstände wurden nun ganz offenbahr und seine Vorgesezten drangen auf die Rechnung von seinem Haushalt. Ueberzeugt, daß er diese mit ihrer Zufriedenheit nicht ablegen konnte, nahm er Gift, starb vor den Augen der zur Revision seiner Kasse abgeordneten Personen, eines fürchterlichen Todes, und die ihm anvertraut gewesene Kasse war so ruinirt, daß man auf mehrere Jahrzehnde lang keine Möglichkeit voraus sah, ihr wenigstens in so weit aufzuhelfen, um die nothdürftigsten Diener-Besoldungen daraus bestreiten zu können.

Also G. war ein ehrlicher Mann und wäre es, wahrscheinlicher Weise, bis an sein Ende geblieben, wenn er sich nicht einfallen ließ, Administrator eines milden Institutes zu werden. Er würde sich seiner Kunst ganz gewidmet und bey ihrer Ausübung hinlänglich Brod gefunden haben. Und warum blieb er der ehrliche Mann, der er nach natürlicher Anlage war, nicht? — Weil man ihm keine, seiner Arbeit angemessne Besoldung gab! — Hätte der Mann — die Sache ist wahre Geschichte — nur irgend sein Auskommen bey seinem Amte gefunden, er würde, was

er vorhin war, ehrlich geblieben seyn, und noch jezt, da ich dieses schreibe, geehrt und vergnügt leben. — Und so kam denn der nunmehr erscheinende Verfall der vorhin verwalteten Kasse, nur aus dieser Ursache her, daß man ihrem Administrator nicht gab, was er verdiente und wovon er leben konnte.

Es wäre also wohl das erste Mittel, dem Verfall milder Stiftungen vorzubeugen, wenn man ihren Vorstehern so viel gäbe, daß sie von ihrem Amte leben könnten. So lange dieß nicht geschieht, so ist es freylich kein Wunder, wenn überall die Klage über die, durch untreue Diener veranlaßte, Schwächung der zu milden Sachen bestimmten Kassen gehört wird. Gebt den Leuten, daß sie leben können, und der Fall, wo eine Kasse durch ihren Administrator zu Grund gerichtet wird, dürfte dann selten vorkommen. Geschieht dieß aber nicht, so führt, ihr, die ihr dieß ändern könntet, ja selbst den armen Einnehmer in eine Versuchung, der ihr, in seiner Lage, vielleicht selbst nicht widerstehen würdet. Sperret einen Heißhungrigen in ein, mit vielerley Eßwaaren versehenes, Zimmer und verbietet ihm, etwas anzurühren! Werdet ihr euch wundern, wenn der Hungrige gleichwohl euer Gebot nicht achtet? — Nicht mehr und nicht weniger thut ihr, wenn ihr jemand eine Kasse anvertraut und jeden Eingriff in dieselbe mit

großen

großen Strafen verpönt, ihm gleichwohl aber hinlängliches Auskommen nicht bestimmt.

Die zweyte Ursache, warum die Stiftungen, die Kirchen und Schulen betreffen, täglich mehr in Abnahme kommen, ist der übermäßige Zins, den ihre Schuldner entrichten müssen. Es ist unbegreiflich, wie man in vielen Landen, Sechs fürs Hundert zu nehmen, in der Regel für unerlaubt und als unrechtmässigen Wucher annehmen und doch davon die sogenannten pia corpora ausnehmen konnte! Diese, die eigentlich Beyspiel für Privatmänner seyn sollten, wurden also privilegirt, daß etwas, was bey andern als Ungerechtigkeit bestraft ward, bey ihnen als Gerechtigkeit gelten sollte! Schon sittlich betrachtet, ist dieß äußerst unschiklich. —

Wenn dem Privatmann, Sechs fürs Hundert zu nehmen, unerlaubt ist, so muß es vielmehr einem pio corpori unerlaubt seyn. — Aber, wenn wir auch dem Alterthum, das diese Einrichtung bisher rechtfertigte, die ihm, freylich in vielen Fällen, ohne alle sonstige Rüksicht, bisher angediehene Beweiskraft auf dieser Seite, ferner zugestehen wollen, so ist es doch politisch betrachtet, äußerst unpolitisch dem Alterthum hierin nachzugeben.

Zu unsern Zeiten gibt es, wenn hinlängliche Sicherheit geleistet werden kann, Menschen genug, die nicht nur zu fünf, sondern auch zu vier und noch weniger pro Cent Gelder hinleihen. Thor wäre also derjenige, der, wenn er diese Sicherheit zu leisten im Stande ist, die ihm nöthigen Gelder zu Sechs pro Cent bey einer milden Stiftung suchte. Begreiflicher Weise kommt also nur der ungewisse Schuldner an diese und der Erfolg davon ist — daß die milde Stiftung in ihrer Rechnung Sechs pro Cent aufführt und am Ende, wenn ihr Schuldner, wie gemeiniglich gar bald der Fall ist, verdirbt, nicht nur gar keine Zinsen zu erheben, sondern auch das Capital selbst oder doch einen beträchtlichen Verlust an demselben in Ausgabe zu verschreiben hat.

Uebrigens gibt es denn nun freylich noch manche Nebenursachen, die den Verfall der milden Stiftungen bewirken, z. B. ungebührliches und hartes Betragen der Einnehmer, die ihre Censiten übel behandeln, unerlaubte Geschenke nehmen u. s. w, aber doch sind wohl jene die Hauptursachen und wenn einmahl den Dienern milder Stiftungen hinlängliche Einkünfte angewiesen und die Sechs pro Cent abgeschaffet würden, so dürfte das andre bald auch einzurichten seyn.

Meine

Meine Bitten an euch, ihr Großen, betreffen auch

## IItens eure Staatsverwaltung.

Alles kann ich hier nicht berühren, denn ich schreibe kein System, sondern werfe nur meine — wenigstens gut gemeinten — Gedanken hin. Vieles, was hierher gehört, liegt auch schon in dem vorhergehenden.

Zuerst will ich etwas von dem wahren Werth der Verpflichtungen eurer Diener reden, von denen ich schon lange, durch Erfahrung belehrt, das Mißtrauen hegte, daß sie auf die Sittlichkeit der Menschen einen schlimmen Einfluß haben.

Wenn ihr euren Dienern bey ihrer Annahme Bogenlange Pflichtsnoteln vorlesen und sie von ihnen beschwören lasset, was müssen sie da, kurz gesagt, versprechen? Nichts weiter, als daß sie ehrliche und rechtschaffene Männer seyn wollen! Denn wird nicht jeder Geschäftsmann ohne Unterschied und in allen Fällen seine Pflicht, sie mag einen Gegenstand haben, welchen sie will, zu jedermanns Zufriedenheit erfüllen, wenn er immer ein ehrlicher Mann bleibt? — Ist aber nicht jeder Mensch an sich schon, und ohne Eidesleistung verbunden, ein ehrlicher Mann zu seyn? Und ist ers, so wird ers seyn und bleiben, wenn er

er auch darüber nicht geschworen hat; ist ers nicht, so wird bey dem, der den Aufruf seines Herzens nicht hört, kein inneres Gefühl von seiner natürlichen Verbindlichkeit hat, rechtschaffen zu denken und zu handeln, auch der Gedanke an den geleisteten Schwur kein grosses Gewicht haben. —

Also wäre jede Verpflichtung ohne wahren Nutzen. Aber sie stiftet auch Schaden und leitet, wenigstens den größten Haufen, auf Grundsätze, die eine allgemein gute Denkungsart nicht befödern können. Wird nicht der Mensch durch eine, gar nicht unnatürliche, Gedankenfolge auf dieses Argument kommen: wenn ich ein Amt übernehme, so muß ich schwören, daß ich mancherley Dinge halten will. Alle aber kommen immer in dem Saz zusammen: sey ein ehrlicher Mann. Muß ich nun, dieses seyn zu wollen, erst einen Eid ablegen, so bin ich ja wohl, ohne diesen Eid, zur Rechtschaffenheit nicht verbunden. Den Einwurf, daß ein geleisteter Eid bey manchen Menschen Entschlüsse hervor bringe, die außerdem von ihnen nicht erwartet werden dürften, mag ich nicht hören. Er kann in einzelnen Fällen geltend seyn; aber immer wäre der Gedanke: nur, was ich beschworen habe, bin ich zu halten verbunden — und der muß doch gleichwohl bey Leuten solcher Art voraus gesezt werden — gelinde geredet, ein

Aberglaube, dessen Zerstörung Pflicht, jedes ehrlichen Mannes Pflicht ist.

Verbindet immer, ihr Fürsten, mit den Handlungen eurer Diener die härtesten Strafen, aber sezt die Rechtmäßigkeit der leztern nicht in einem gebrochnen Schwur, sondern ganz allein in Verletzung der, jedem Menschen, auch ohne Eid, obliegenden Rechtschaffenheit! Ihr werdet dadurch viel Nutzen stiften, den Menschen, die Pflicht zur Ehrlichkeit von seinem Gewissen schon allein sich sagen zu lassen, nach und nach gewöhnen und ihn dadurch besser machen. Es kann euch ja ohnehin nicht unbekannt seyn, daß ein Eid vor der Welt keine Verbindlichkeit hervorbringe, wenn sie nicht vorhin schon da war.

Ich komme nun auf die Art, auf die ihr eure Gesetze gebt und handhabt. Oft habe ich in dem und jenem Lande bemerkt, daß man alle Grundsätze der Gesezgebung nur aus dem einzigen: recht viel angeordnet zu haben, hergeleitet hatte. Wenn die Befehle da waren, dann war man zufrieden; ob sie befolgt würden, oder nicht, darnach war keine Frage. O, daß es doch umgekehrt wäre! Daß man doch lieber den Grundsaz annähme: so wenig als möglich Gesetze zu geben, aber daß diese, mit Ueberschauung aller Haupt- und Nebenumstände bekannt gemachte, nach der reiflichsten Ueberlegung und aus den dringendsten Ursachen ent-

worfnen und bekannt gemachten Geseze, auf das strengste befolgt werden müßten, mit nie geschloßnem Auge zu wachen.

Das Bild eines Staates und der Verhältnisse zwischen Herrn und Unterthanen, zwischen Unterthanen und Herrn ist die Gesellschaft, in der ein Hausvater lebt. Bemerkt diese kleinen Gesellschaften, ihr werdet immer finden, daß der Mann, der seinen Hausgenossen nur wenige, aber ganz überdachte und ihm schlechterdings nothwendig scheinende Vorschriften gibt, deren Befolgung aber auf das strengste fodert, bessre Kinder und bessres Gesinde haben, und sich überall in einem glüklichern Zustande befinden wird, als ein andrer, der alle Augenblikke etwas anzuordnen hat, aber gleichgültig dabey ist, wenn es auch nicht geschieht und sich um das leztere gar nicht bekümmert.

Dann führt mehr Gleichheit unter den Ständen — nicht überhaupt, dieß kann, nach meinen Einsichten, wenigstens unter jetzigen Umständen nicht geschehn — in Ansehung der Gerechtigkeits-Verwaltung ein. Laßt eure Richter und alle die, die in eurem Nahmen auf irgend eine Art über die Gerechtsame der Unterthanen zu sprechen haben, die nakkende Wahrheit auf die Wagschaale legen und so wenig das Ordenskreuz, Würde und Geburt als den Bettlermantel mit aufziehen. Wachet über alle eure Diener, daß sie eure Unter-

thanen nicht mißhandeln! — Wüßtet ihr welchen Nachtheil dergleichen Mißhandlungen oft stiften, ihr würdet darauf aufmerksamer, als auf irgend etwas seyn, und oft würdet ihr finden, daß ein kleiner Amtmann über die ihm anvertrauten Bauern in einem Monat mehr Despotismus ausübt, als große Fürsten, selbst über zahlreiche Länder, in einer langen Reihe ihrer Regierungsjahre.

Wenn ihr aber von der Rechtschaffenheit eines eurer Diener überzeugt seyd, dann sezt auch der Chikane seiner Untergebnen und ihrer Rathgeber die gemessensten Schranken. Jeder, der einen redlichen Diener unrechtmäßiger Weise antastet und ihm ungegründete Vorwürfe der Pflichtvergessenheit macht, sey ein Feind des Staats und werde als Rebell betrachtet und bestrafet! — Und diese Strafe muß ohne alle Rüksicht und in jedem Fall exequirt werden. Habt, ihr Fürsten, dann einmahl nur auf der einen Seite, euern Ernst in Bestrafung der Lästerungen redlicher Diener gezeigt, und auf der andern Seite die strengste Ahndung der Vergehungen der leztern kund werden lassen, dann dürft ihr viel Gutes hoffen!

## Zweyhundert und zwölfter Brief.

Der Baron von Lilienthal zu Zedliz an Renatus von Randau zu Haßstadt.

Ich würde Ihnen lange auf Ihren lieben Brief geantwortet haben, wenn mich nicht ein unerwartetes Unglük betroffen hätte. Mein Schloß Dobberlingen ist abgebrannt und die Anstalten, die ich bey diesen Umständen überall zu treffen hatte, hielten mich davon ab. Ich säume jezt nicht, mich mit Ihnen zu unterhalten.

Von Herzen beklage ich Ihr betrübtes Schiksal, aber noch mehr Leid thut es mir, daß Sie sich mir nicht ganz entdekten. Der Arzt, der uns Hülfe schaffen soll, muß den mangelhaften Zustand unsers Körpers kennen lernen. Kann er sonst uns werkthätig zu Hülfe kommen? — Auch der geheimste Zustand muß ihm bekannt gemacht werden, wenn man von seiner Kunst etwas erwarten will und der Kranke bethört sich sehr, der aus irgend einer Ursache, so wichtig sie ihm scheinen mag, seinem Arzte etwas verschweigt.

Eben so mit unserm Freunde. Wenn wir wahre Unterstützung von ihm hoffen und sie auch erwarten können, so muß unsre ganze Lage ganz im Licht und ohne Schatten vor ihm liegen. Hier gibt es kein Geheimniß, das nicht ohne Bedenken

ent-

entdekt werden dürfte, denn der Freund — versteht sich ohnehin. daß hier von wahren, thätigen Freunden die Rede sey — kann außerdem nicht helfen. Und Zurükhaltung gegen unsern Freund, von dem wir Vertrauen erwarten, erregt Mißtrauen in ihm und entfernt ihn von uns.

Konnten Sie Sich dem Pfarrer Ludwig anvertrauen, warum nicht auch mir? Sie klagen darüber, daß Sie ihm Ihre Verhältnisse entdekt haben, fürchten daher Nachtheil und vergessen dabey, daß Sie vielleicht alles wieder gut machen könnten, wenn Sie Sich einem andern Mann anvertraueten, von dem Sie wahrscheinlicher Weise mehr Rechtschaffenheit erwarten können, als von jenem. Es kommt mir dieß, um mein Gleichniß vom Arzt hier beyzubehalten, eben so vor, als wenn ein Kranker sich einem Quaksalber überlassen hat und, nachdem er von ihm hintergangen worden ist, sich nicht überwinden kann, einem geschikten Arzte seine Umstände zu entdekken. —

Doch ich will Ihnen Ihr Geheimniß nicht abnöthigen, dieß ist nicht meine Sache. Neugierde leitet mich wahrlich nicht und nur um Ihres eignes Bestens willen hätte ich mehr Offenherzigkeit gewünscht. So kann ich nun freylich gar nichts für Sie thun, als Ihnen eine glükliche Veränderung Ihrer Umstände wünschen.

Dank dürfen Sie mir übrigens gar nicht sagen, ich habe mich gefreuet, Sie aus jener Verlegenheit retten zu können und würde mich noch mehr freuen, wann Sie mir Gelegenheit, Ihnen wichtigere Dienste leisten zu können, verschaffen wollten.

---

## Zweyhundert und dreyzehnter Brief.

Alexander Müller in Hamburg an den Pfarrer Müller zu Sommerhayn.

Mit Freuden habe ich Ihren lieben Brief empfangen und gelesen. Mich hält nun nichts ab, zu Ihnen zu eilen und Ihnen die Hände zu küssen, ob ich gleich weiß, daß, wenn Sie meinen zweyten Brief werden gelesen haben, Sie meinen längern Aufenthalt gar nicht mißbilligen werden. Der alte Heinze läßt mich ungern von sich, und nichts konnte ihn bewegen, in meine Abreise zu willigen, als mein Versprechen, bald zurük zu kommen. Er hat mich schon zum Erben seines Vermögens eingesezt, und es wäre Undank, seinen Willen nicht zu erfüllen. Ich werde daher zwar ehestens bey Ihnen seyn, aber mich doch nicht aufhalten.

Nimmermehr hätte ich geglaubt, daß der Mann in solchem Vermögen wäre, und was sein Haus mit den schönsten Meublen ausgeziert ist und was er für Silberwerk besizt, ist zum Erstaunen. Es ist aber kein Wunder, daß er reich ward, denn er ist bey Assecurations-Geschäften, die sonst seine Hauptsache ausmachten, sehr glüklich gewesen. Hätte er freylich nicht vom Anfang Geld in den Händen gehabt, so würde es nicht so gegangen seyn. Ueberhaupt ist wohl das Sprichwort wahr: mit Geld ist Geld zu verdienen.

Mir fällt gewiß ein beträchtliches Vermögen zu und nichts in der Welt beklage ich, als daß ich mein Dorchen nicht daran Antheil nehmen lassen kann. Wie herzlich vergnügt wollte ich hier meine ganze, mir noch übrige, Lebenszeit mit ihr in Ruhe und Vergnügen zubringen. Da ich sie eingebüßt habe, rührt mich alles nicht sehr. Mir ist Geld und Gut an sich und wenn ich meine Freude daran nicht mit einer mir ganz nahen Sele theilen kann, nichts. Und eine solche Sele werde ich nie wiederfinden und will es auch nicht.

Doch ich will da nicht hinein kommen. — Heinze läßt Sie grüßen. Ich reise bald ab und Gott gebe! daß ich Sie recht wohl antreffe.

---

## Zweyhundert und vierzehnter Brief.

Willhelm Flate zu M. * * * an Leonhardt Flate auf dem Dornbusche.

Sie werden böse auf mich seyn und mir ist dieß sehr leid! Aber lieber Vater, wenn Sie meine ganze Geschichte in ihrem Zusammenhange hören werden, so, hoffe ich, soll Ihr Unwillen verschwinden. Alle meine Handlungen hat die Liebe hervorgebracht. — — — — —

— — — — — — —
— — — — — — *)

Als ich aus dem Müllerischen Hause gewichen war, ging ich nach P * *, schrieb von da aus an einen guten Freund, und hoffte Unterstützung zu finden; aber die Hoffnung schlug mir fehl. Ich harrte in dem Wirthshause auf Antwort und Beystand; allein umsonst, und unterdessen war ich viel schuldig geworden und mein Wirth fing an, mich für den anzusehen, der ich wirklich war, nämlich für einen solchen Passagier, der ihn am Ende nicht bezahlen würde. Ich bemerkte dieß bald aus dem Verzuge, mit dem mein jedesmaliges Begehren erfüllet, und aus der Aufmerk-

*) Er erzählt, was er seinem Bruder Lehmann schrieb. S. II. Th. XCIX. Br.

merksamkeit, mit der ich von allen Personen im Hause auf allen meinen Schritten begleitet ward. Die Leute hatten auch in ihrer Meinung von mir vollkommen Recht; denn ich ging sogleich, als ich merkte, daß es mit der gehofften Hülfe nichts seyn würde, darauf um, den Wirth zu prellen. Durch ihre Vorsicht aber ward mein Vorsatz ganz vereitelt.

Ich hatte in diesem Zustande vierzehn Tage zugebracht, und wußte zulezt für Angst (die sonst in dergleichen Fällen meine Sache nicht gewesen ist) mir weder zu rathen noch zu helfen. Als ich in dieser Verlegenheit einst Abends am Fenster stand, sah ich jenen Kerl, den ich mit den Pferden des Herrn van der Hardt zurük geschikt hatte, mit einem Wagen vorbeyfahren. Ich erkannte nicht allein sogleich ihn, sondern sah auch, daß die Pferde die nähmlichen waren, die ich ihm zum Zurükbringen anvertrauet hatte. Es war mir unbegreiflich, wie der Kerl noch bis jezt diese Pferde haben könnte, erkundigte mich deshalb bey dem Wirth und erfuhr, daß dieser Mensch ein Fremder sey, der sich an hiesigem Ort vor nicht so gar langer Zeit niedergelassen und die Pferde mitgebracht hätte. Natürlicher Weise sah ich gleich ein, daß der Schurke damit durchgegangen war und mich und den Herrn van der Hardt betrogen hatte.

In einer andern Lage meiner Umstände würde ich (vielleicht, gewiß will ich es eben nicht behaupten) gegen den Knaben förmlich geklagt und ihn zur Ueberlieferung des ihm anvertraueten Geschirres an seinen rechten Herrn genöthiget haben; bey meinen Schulden aber, die ich im Wirthshause hatte, bey der Mißhandlung, die ich kurz vorher von dem Herrn van der Hardt erfahren mußte, der freylich, weil er von mir glaubte, ich hätte ihn neben Helenen auch um seine Pferde betrogen, nicht ohne Ursach doppelt gegen mich aufgebracht war — unter diesen Umständen entschloß ich mich kurz, diese Entdekkung nur allein für mich zu nutzen. Ich schikte sogleich nach dem Manne, und weil er so wenig einen Kometen am Himmel, als mich hier vermuthet haben mogte, so kam er bald angestiegen. Er riß seine Augen verzweifelt weit auf, da er mich gewahr ward, und hatte sogleich wieder die Thür in den Händen, um das Weite zu suchen. Ich ergriff ihn aber beym Felle, und nöthigte ihn im ganz eigentlichen Verstande, herein zu kommen. Mit der Miene eines Mannes, der alles Recht auf seiner Seite hat, und mit aller mir möglichen Gravität setzte ich nun, um zugleich dem gegenwärtigen Wirthe Ehrfurcht gegen mich einzuflößen, den Kerl darüber zu Rede, wo er die Pferde hingebracht hätte. — Der Mensch war außer sich für Schrekken,

ken, und zog mich, mit Aeußerungen der äußersten Scham und Angst, in das in der Stube befindliche Kabinet. —

„Ich bitte Sie" sagte er hier „um alles in der Welt, prostituiren Sie mich nicht! — Gern will ich Ihnen die Pferde bezahlen, denn ich habe ein hübsches Stük Geld damit erworben — nur bringen Sie mich nicht in Schande und Spott."

Ich affektirte ein Mitleiden, das ich für meine Person hätte, nur als Bevollmächtigter des Eigenthümers nicht haben dürfte und machte von dieser Aeußerung die Wendung darauf, daß, wenn er zwanzig Louisd'or gleich baar auszahlen würde, ich es auf die Bewilligung meines Herrn ankommen lassen und ihn freysprechen wollte.

Der Kerl bot mir gleich fünf und siebenzig Thaler, nach einer kleinen Weigerung ging er bis siebzehn Louisd'or; ich willigte ein, und, ehe eine Viertelstunde verging, hatte ich dieß Geld in meinen Händen.

Von Stund an hatte ich wieder lebhafte Bedienung im Hause, denn der Wirth mogte die Auszahlung der siebzehn Louisd'or bemerkt haben und verfuhr mit merklichem Respekte gegen mich, oder vielmehr gegen das wahrgenommene Geld.

Ich hielt mich aber nicht mehr da auf, sondern marschirte noch an eben demselben Tage, nachdem ich ein beträchtliches von meiner Eroberung hatte zurük lassen müssen, weg und auf K.** zu. Ich kam Abends dahin und kehrte in einem Gasthofe ein, wo ich alles sehr lebhaft fand. Bald fand ich Gelegenheit zum Spielen, und weil ich mit meinem noch übrigen Gelde etwas zu gewinnen glaubte, so ließ ich mich dabey ein. Aber es waren kaum einige Stunden vergangen, so war meine ganze Baarschaft dahin, und ich wußte nun wieder nicht, wovon ich am andern Tage meine Zehrung bezahlen sollte. Mein Gegenspieler offerirte mir, daß ich auf Marken spielen und versuchen könnte, ob ich wieder glüklich sey, und ich ließ mich dazu gar leicht bereden.

Ich gewann auch im Anfange und hoffte bald wieder zu meinem Verluste zu kommen; allein es wendete sich bald zum Unglük und in kurzer Zeit hatte ich einen Berg von Marken da liegen, die ich dem Spieler schuldig war. Alle Adern schwollen mir für Angst auf und ich wußte abermahls kein andres Mittel zu meiner Rettung zu finden, als die Flucht! Weislich glaubte ich gehandelt zu haben, wenn ich meinen Huth auf den Tisch legte und nur auf einige Augenblikke hinaus zu gehen vorgab; allein der Spieler stieg sogleich auf und erklärte sich, daß er mich nicht vom Platze

lassen

lassen würde, bis meine Schuld bezahlt sey. Ich wußte nirgends Rath. Bald prahlte und drohte ich, bald that ich wieder demüthig, am Ende blieb es aber doch dabey, daß ich ihn nicht bezahlen konnte.

Der Fremde zog mich hierauf auf die Seite und sagte: machen Sie keinen Aufstand, ich bin ein Werb-Officier, alle Schuld soll Ihnen geschenkt seyn und Sie sollen noch zehn Louisd'or von mir bekommen, wenn Sie sich bey mir engagiren, dabey verspreche ich Ihnen, daß Sie sogleich Unterofficier werden sollen und das Uebrige wird sich bald finden."

Ohne viele Umstände willigte ich ein und hatte bald die zehn Louisd'or und mit ihnen eine weisse Schleife.

Mein Officier ging sehr gut und freundschaftlich mit mir um, und mich vergnügte es in seine Hände gekommen zu seyn.

Wir blieben noch einige Tage an diesem Orte, dann aber ward ich, nebst einem Haufen andrer Rekruten transportirt.

Der Officier blieb zurük und nur ein Unterofficier begleitete uns. Ich hatte das Versprechen, das mir jener gethan hatte, sehr in meinem Kopfe, aber bald ward ich eines andern belehrt. Bey der ersten Gelegenheit, da ich zu verstehen gab, daß ich einen Vorzug vor den übrigen Rekruten zu haben

ben glaubte; lachte mir der Unterofficier ins Gesicht und sagte mir gerade heraus, daß ich nichts weiter zu hoffen hätte, als meine übrigen Kameraden. Dieß Ding lief mir sehr in meiner Krone herum und ich entschloß mich sogleich, bey der ersten Gelegenheit durchzugehen.

Um dieß desto besser bewerkstelligen zu können, stellte ich mich, als ob ich ganz zufrieden mit meinem Schiksal wäre, und suchte meinen Anführer durch Gefälligkeiten mir geneigt zu machen. Ich ließ bey jedem Wirthshause halten, dem Unterofficier Essen und Trinken geben, bezahlte allezeit die Zeche, und bewirkte dadurch, daß der Mann mein großer Freund ward. Endlich ließ ich mich mit ihm eines Abends im Nachtquartiere ins Spiel ein. Ich ließ ihn gewinnen und machte ihn dadurch bald so vergnügt, daß es mir leicht fiel, ihn zum Trinken zu bringen, und bald nahm ich wahr, daß ihn der Schlaf überwältigte. Ich schloß das Spiel, nöthigte ihn zu mehrerem Trinken, und es gelang mir, ihn ganz gefühllos auf das Lager zu bringen, wo die übrigen Rekruten schon im tiefen Schlafe lagen. Ich legte mich so lange neben dem Werber hin, bis Alles im Hause ruhig war. Dann warf ich seinem Hunde, der an der Thür lag und worauf er sich verließ, in der Geschwindigkeit einen schon zubereiteten Strik um den Hals, und brachte ihn sogleich zum Schweigen, machte

mich dann zum Wirthshaus hinaus und kam bald ohne Anstoß ins freye Feld. Ich lief die ganze Nacht durch und beym Anbruche des Tages ward ich plötzlich so Kraftlos, daß ich auf einen niedergehauenen Stok hinstürzte und sodann in einen tiefen Schlummer fiel.

Ein lautes Rufen erwekte mich und bey meinem Erwachen hielt eine Kutsche vor mir, woraus mich ein Herr fragte, „was ich da so einsam zu thun hätte?“

Ich antwortete ihm: „ich sey ein Student, der durch allerhand Unglüksfälle genöthiget gewesen wäre, Soldaten-Dienste zu suchen und gestand ganz aufrichtig, daß ich wieder desertirt sey.“ Nach einem kleinen Stillschweigen hieß mich der Mann, nach dem gegebnen Versprechen, daß mir bey ihm nichts böses widerfahren würde, zu sich in die Kutsche setzen und nahm mich mit sich nach Uttenhof in sein Haus. Er ließ sich im Anfange nicht heraus, was seine Absicht mit mir sey, ich mußte mich aber für jedermann im Hause verbergen und mich heimlich in dem Hinterhause aufhalten, wohin niemand, als er und ein sehr vertrauter Bedienter kam. Endlich, nachdem er wohl merken mogte, daß ich zu Ausführung seines Vorhabens geschikt sey, entdekte er mir sein ganzes Geheimniß. Er hatte einen Feind, den er gern aus der Welt geschafft wissen wollte und dazu sollte ich ihm gegen

ein hübsches Präsent behülflich seyn. Ich bedachte mich nicht, einzuwilligen und die Ausführung des Plans bestand darin, daß ich, als ein Bettler gekleidet, jenem Manne bey einer Reise, die er, nach eingezogener Kundschaft, zu thun hatte, an einem gemächlichen Flekke aufpassen, ihn um eine Gabe ansprechen und dann, wenn er, wie nicht zu zweifeln war, nach dem Geldbeutel suchen würde, ihn vor den Kopf schießen und mich wieder retiriren sollte.

Ich befolgte alles redlich, ging sogleich, als ich den Wagen sah, mit heruntergenommener Mütze, worinn ich die Pistole verbarg, demselben entgegen, und rief den Mann um einen Zehrpfennig an. Er ließ halten und griff nach der Börse und in dem Augenblikke drükte ich das Gewehr auf ihn ab, und ergriff die Flucht. Ich wechselte im Walde meine Kleider, strich die braune Farbe, mit der ich mein Gesicht verstellt hatte, herunter, sezte eine alte Perüke auf und ging dann ganz gemächlich wieder auf Uttenhof zu. Als aber in einem Dorfe, wo ich mich, bis es Nacht seyn würde, aufhalten wollte, Lärm davon ward, daß jener Mann von einem verkleideten Bettler tödlich verwundet worden sey, und Befehl einlief, daß das Dorf eine Anzahl Mannschaft zur Ausspürung des Thäters abschikken sollte, begann mir nicht wohl bey der Sache zu werden. Ich gab daher

meinen Entschluß, nach Uttenhof zurük zu kehren, auf und blieb da im Dorfe unter nicht geringer Angst, verrathen zu werden. Weil aber die abgeschikten Bauern den erhaltenen Befehl ganz wörtlich befolgten, und nur den Wald durchstreiften, um, was ihnen verdächtig vorkäme, aufzufangen, und keinem einfiel, daß derjenige, den sie suchen sollten, auch wohl da vor ihnen im Wirthshause sitzen könne: so blieb ich unangefochten, und ward nach und nach ganz ruhig bey der Sache, wenn immer ein Trupp nach dem andern zurükkam, und, außer einigen ganz unverdächtigen Bettelleuten, nichts aufgetrieben hatten.

Zulezt mischte ich mich gar unter eine Rotte Landmiliz, die ebenfalls unter Anführung ihres Lieutenants den Wald meinetwegen umsonst durchkreuzet hatte. Der Officier, außer seinem Soldatenleben ein ehrbarer Schneider, sprudelte sehr über seinen beschwerlichen Dienst, der ihn, wie er sagte, so oft von seiner Arbeit abrufe und um manche Einnahme bringe. Er schwur, daß er durch die heutige Expedition — es war nahe um die Feyertage herum — nicht allein einen beträchtlichen Verdienst einbüße, sondern nun auch manche Kunden verliere, weil er nun einige Kleider nicht fertig bringen könne und zurükweisen müsse.

Ich maßte mir an, ihn mit einigen theologischen Sentenzen so wohl zu belehren, zu trö-

ſten und was etwa meiner Beredſamkeit abging, erſezte die Gravität meiner Perükke. Wir wurden zulezt alle ſo vertraut und freundſchaftlich gegen einander, daß es mir recht wohl gefiel.

Einige Schlükke Brandtwein hob die ganze Schaar ſo über ihre Sphäre empor, daß die Männer begannen, ſich Kriegskammeraden zu nennen, von Schlachten zu reden, die ſie nebſt andern liefern helfen könnten, wenn man ſie dazu beorderte, den Nutzen zu berechnen, den eine Armee von ihrer perſönlichen Tapferkeit zu erwarten hätte und was dergleichen mehr war. Ich hatte hohe Urſache, ihnen nicht allein überall Recht zu geben, ſondern ſie auch in ihrer Meinung von ſich ſelbſt ſtraklich zu beſtärken. Denn außerdem hätten ja die Leute, wenn ein Wort das andre gegeben hätte, auf irgend eine Art noch auf den Gedanken fallen können, in mir den Jagdbaren Hirſch zu entdekken, deſſen Einkreiſung ihnen aufgetragen war. Und nun, da ich ihnen Recht gab, war es nicht anders, als ob man Männer hörte, die aus einem vieljährigen Feldzug zurükkämen. Sie redeten dabey von dem Fall, wenn ſie würden von dem Feind commandirt werden, und verſprachen mir, weil ſie mich, wiewohl ohne mein Zuthun und blos aus phyſiognomiſchen, von meinem Haarkleide hergenommenen Grundſätzen für einen Verwandten des geiſtlichen Schaafſtalls hielten

ten, mich dann zu ihrem Feldprediger machen zu lassen.

Dieser lachenden Hoffnung ungeachtet, machte ich mich doch am andern Morgen mit dem frühesten auf, und marschirte nach S**, wo ich abermals in die Gesellschaft eines Werbers kam, und mich, bey meiner Entblösung vom Gelde, freywillig zum Rekruten angab. Ich ward gern angenommen, und erhielt sechs Dukaten Handgeld. Kaum waren diese in meiner Tasche, als ich sogleich das Vorhaben wieder faßte, durchzugehen. Ich suchte dasselbe gleich am andern Morgen, als wir ausmarschirt waren, ins Werk zu richten, und lief auf dem Wege von dem Truppe weg, auf eine Windmühle zu, wo ich glaubte, mich verbergen zu können. Da der Werber, wegen der übrigen Recruten, mir so schleunig nicht nachfolgen konnte, so war ich auch so glüklich, dieselbe zu erreichen und von dem, eben daselbst arbeitenden Müller aufgenommen zu werden; allein der Werber hatte meinen Weg verfolgt und kam bald nach. Ich bat den Müller um alles, was mir einfiel, mich nicht zu verrathen, und er versprach auch, meine Bitte zu erfüllen, nahm aber sogleich bey der Ankunft des Werbers ein Stük Geld, und überlieferte mich demselben. Nun ging es mir übel. Ich mußte nicht allein eine beträchtliche Anzahl Stokschläge auf mich nehmen, sondern mir auch gefallen lassen, daß mir der Wer-

der die Hände auf den Rükken zusammen band, und mich so vor sich hintrieb. Er nahm nun seinen Weg auf ein kleines Städtchen zu, wo er sich von dem hochweisen Stadtrathe eine Kette ausbat und mich schließen ließ.

Nun war mir das Ausreißen ganz unmöglich gemacht, und ich ging ganz wehmüthig hinter meinen Kammeraden her. Wir kamen bald in ein Dorf, wo mein Werber einkehrte. Kaum waren wir eine halbe Stunde da, als einige Reisende ankamen, unter denen ich sogleich den Schwiegersohn desjenigen Mannes, nach dem ich kurz vorher geschossen hatte, und mit dem ich noch auf Universitäten gewesen bin, erkannte. Ich erschrak über diese Erscheinung, und Thränen der Angst, der Erinnerung meines vorigen Zustandes flossen aus meinen Augen. Ich bemerkte aber bald, daß er von meiner That nicht unterrichtet seyn mußte: denn er war äusserst gerührt über meinen Anblik. Er wollte mit mir reden, aber der Werber kommandirte: „fort, fort!“ und ich mußte gehen. Mit merklicher Bekümmerniß stekte er mir einen Dukaten zu, und sah mir so lange nach, als er konnte. *)

Diese unvermuthete Zusammenkunft machte einen großen Eindruk auf mich und ich konnte den ganzen Tag hindurch eine Menge Thränen nicht aufhalten, die mir über die Wangen rollten.

mußte,

*) S. den CXCIVsten Br.

Mein Führer schrieb meine Bekümmernisse dem Zwange zu, in dem ich der Ketten wegen gehen mußte, und war am Abend, da wir ins Nachtquartier kamen, so mitleidig, mich derselben zu entledigen.

Ich stellte mich nun Todkrank und zwang dadurch den Werber, einige Tage still zu liegen. Meine Absicht dabey war, weil er die Nächte bey mir wachte, ihn recht müde zu machen, und dann, wenn er meiner, nach meinem Vorgeben zunehmenden Krankheit wegen, sich recht sicher glauben, und ihn ein rechter Schlaf überfallen würde, durchzugehen. Es gelang mir auch recht gut. In der dritten Nacht, als ich am Abend vorher meine Schwachheit so groß zu machen wußte, daß jedermann der Umstehenden mein nahes Ende vermuthete, hatte sich endlich der Werber, er hieß Frik, auf die Bank gelegt und überzeugte mich bald durch ein außerordentliches Schnarchen, daß er im tiefen Schlafe läge. Ich machte mich daher auf, nahm meinen Rok und sprang zum Fenster hinaus in den am Hause stehenden Garten, und von da stieg ich über den Zaun und lief über das Feld weg, und auf den Wald zu. Ich kam auch bald dahin und verkroch mich in die dikstěn Büsche, um daselbst der Sonnen Aufgang abzuwarten. Die Kälte der Nacht ließ mich ziemlich leiden, doch überstand ich alles geduldig, und so bald der Tag anbrach, suchte ich einen Ausweg

aus dem Walde, kam auch bald hierher, wo ich nichts weiter zu besorgen habe.

Aber nun bin ich des Herumstreichens müde, und darf mich auch nicht in alle Gegenden wagen, wenn ich nicht in unangenehme Hände fallen will. Ich bitte Sie daher, lieber Vater! vergeben Sie mir, und nehmen mich auf, nur so lange, bis ich mit Sicherheit eine Lebensart zu ergreifen weiß, bey der ich bleiben kann. — Mit der Theologie möchte es wohl aus seyn, und ich muß einen andern Weg einschlagen! — Doch davon mündlich mehr! Lassen Sie mich bald wissen, daß Sie väterlich gegen mich gesinnt sind, und ich eile dann zu Ihnen, als Ihr Sie liebender Sohn.

---

## Zweyhundert und funfzehnter Brief.

Der Lieutenant Müller zu G. an den Pfarrer Müller zu Sommerhayn.

Ich habe ganz von ungefähr das Glük gehabt, meinen Fürsten bey einer Jagd gegen die Wuth eines wilden Schweins zu retten und ich bin deshalb von ihm sogleich zum Lieutenant ernannt worden. — Sie werden Sich über diese so schnelle Aenderung meiner Glüksumstände wundern, lieber Vater, und sie für unglaublich halten, aber die

Sache ist gleichwohl richtig. Und noch überdieß sind mir zu meiner Einrichtung zweyhundert Thaler auf des Fürsten Befehl ausgezahlt worden.

Mir ist also ein Glük widerfahren, dessen Hundert Würdigere nicht theilhaftig werden und unter meinen Umständen sollte es scheinen, daß mir kein Wunsch mehr übrig sey. Aber gleichwohl, lieber Vater bin ich nicht glüklich. Liebe, unbefriedigte, unglükliche Liebe verzehrt mich. Ich habe ein Mädchen kennen lernen, die mich ganz eingenommen hat, und, ob ich gleich nach ihren äußerlichen Umständen geglaubt hätte, daß es mir nicht schwer fallen sollte, sie zu gewinnen, so finde ich doch einen großen Widerstand und sie will sich, auf meine Bitte um ihr Herz und ihre Hand, nicht nach meinen Wünschen erklären. —

Als ich noch Unterofficier war, kam mir dieß alles nicht befremdend vor, aber daß sie noch jezt, bey meinen veränderten Umständen, mir ihre Hand so standhaft abschlägt, kann ich um so weniger begreifen, je mehr ich merke, daß ich dem Mädchen gleichwohl nicht gleichgültig bin und daß sie keine andre Bekanntschaft hat. — Ich kann die Ursache ihrer Weigerung schlechterdings nicht ergründen. — O ich wollte lieber noch Unterofficier seyn, wenn ich nur glüklicher in meiner Liebe wäre! — Rathen Sie mir bey meiner traurigen Lage!

Aber was verlange ich, wie könnten Sie das! Ach wozu kann doch den Menschen eine heftige Liebe machen! — Man sollte nicht denken, daß ein weibliches Geschöpf so viel Gewalt über eine Mannsseele haben könnte. Kein Gut der Erde ist, das die Liebe vergessen macht. Gebt dem Liebenden die ganze Welt ohne die, die sein Herz gefesselt hat — seine Sele wird bey dem Besiz der unermeßlichsten Schätze leer bleiben. Denn ihm fehlt der Punkt, der der Innbegriff seiner Wünsche ist. — Ach lieber, guter Vater, ich weiß gar nicht, wie ich mich beruhigen soll. So war es mir noch nie in meinem Herzen. Gern wollte ich die unglükseligste Leidenschaft in meinem Busen zerstören, wenn ich könnte. — Aber das vermag ich nicht und ich denke immer, kein Mensch in meiner Lage vermag so etwas.

Nun ich will leiden, so viel und so lange ich kann!

---

## Zweyhundert und sechzehnter Brief.

### Charlotte Rothinn zu Sternheim an Aemilien Lindenfeld zu Sommerhayn.

Ich beklage Ihr Schiksal unendlich, liebe Freundinn! Sie haben gar nicht nöthig, mich um Vergebung zu bitten. Wenn so etwas zwischen uns geschehen muß, so muß ich es thun. Ich habe Sie zu dem Aufenthalte bey mir verleitet, und bin also die erste, wiewohl unschuldige Ursache zu Ihrem Unglük. Unter solchen Umständen aber muß man nicht auf das denken, was durch Unterlassung einer sonst unschuldigen Handlung hätte vermieden werden können, sondern sich ohne Weitläuftigkeit mit dem Willen des Schiksals trösten. Ich bin vergnügt, daß es sich mit Ihren Gesundheitsumständen gebessert hat.

Danken dürfen Sie mir gar nicht, ich habe dieß mit nichts verdienet. Wollen Sie mir aber durchaus Dank sagen, so kommen Sie erst wieder zu mir und halten sich recht lange bey mir auf! Ich bitte Sie darum recht herzlich! —

Sie haben meines armen Bruders nicht gedacht, keine Antwort auf seinen Brief beygelegt. Jezt sind Sie ja frey, und ich dächte doch, es wäre ein wenig Grausamkeit, ihn ferner leiden

zu lassen. Thun Sie es nicht! Sein Herz ist wahrlich Gegenliebe werth!

Ich wünsche, daß Ihre Gesundheit bald ganz vollkommen hergestellt seyn möge, und dann stehen Sie ja nicht an, wieder an die Seite Ihrer Freundin zu eilen.

Mein Mann empfiehlt sich Ihnen, und ich bin die Ihrige.

---

## Zweyhundert und siebzehnter Brief.

Der Amtmann Sturz zu Liebenau an den Pfarrer Müller zu Sommerhayn.

Ich kann meines Freundes, des Hofrath Baumanns Leiden nicht mehr länger wissen, ohne zu Hebung derselben Hand anzulegen. Es ist Ihnen bekannt, vor wie langer Zeit er schon die Hand Ihrer lieben Helene gesucht hat und noch bis jezt hat er wiederhohlte Versuche gemacht, um seine Wünsche erfüllt zu sehen: aber ohne Wirkung. Helene hat sich nicht gegeben. — Da er nun jezt die Entdekkung Ihrer Familie — wozu ich von Herzen Glük wünsche — erfahren hat; so hat er sich die Grille beygehen lassen, daß es durchaus nicht mehr schiklich sey, um die Hand sei-

seiner Herzensgöttinn bey Veränderung Ihrer Glüksumstände ferner nachzusuchen. Ich weiß, er verdirbt bey dieser Theorie, weil ich eben so gewiß überzeugt bin, daß er sich keine andern Grundsätze wird beybringen lassen, als mir bekannt ist, daß er Helenen nie aus seinem Herzen wird verbannen können.

Sie, würdiger Mann, habe ich daher recht sehr bitten wollen, wo es möglich ist, Ihre Helene zu überreden, daß sie meinen armen Freund glüklich macht. Ich bin überzeugt, daß sie diese Wahl nie gereuen wird, und sehe keine Ursache ein, die sie davon abhalten sollte. Er ist ein Mann, dessen Kopf und Herz sich selten in einem Menschen zusammen gesellen. Er hat ausgebreitete Kenntnisse, ohne damit zu prahlen und übt Liebe gegen seinen Nebenmenschen aus, ohne irgend auf Dank zu rechnen. Er dient Gott, seinem Fürsten und seinem Nächsten mit gleicher Treue und seine Gattinn wird ein himmlisches Leben mit ihm führen. Seine einnehmende Gestalt und Bildung kennen Sie. Ist das nicht ein einladendes Gemählde von einem Freywerber?

O daß sich Helene entschließen wollte, und ich meinen Freund beruhigen könnte!

## Zweyhundert und achtzehnter Brief.

Der Hofrath Redlich zu Uttenhof an Karl Hellbig zu Arnswalde.

Denken Sie nur! Heym ist arretirt worden. Es ward hier kund, daß er von G. nach M. wahrscheinlicher Weise nur auf kurze Zeit und um mit Ihrem Vater, der sich dahin begeben hatte, sprechen zu können, gereiset war und sogleich ward hingeschrieben und um dessen Auslieferung gebeten, und ohne Umstände brachte man ihn auch sogleich zu Arrest. Ihr Vater war bey ihm und mußte sich gefallen lassen mit ihm ein gleiches Schiksal zu erfahren. Allein man sprach ihn doch bald wieder frey, und er ist wieder zurükgereiset.

Heym ist nun hierher geliefert worden und sizt in genauer Verwahrung. Der Fürst hat eine Commission zur Untersuchung geordnet, wobey ich seyn sollte; aber auf meine Vorstellung bin ich davon losgesprochen worden. Wie hätte ich mich zu so etwas entschließen können, — meines Feindes Richter zu seyn! —

Es ist unbegreiflich wie der Mann, der immer in allen seinen Sachen so vorsichtig zu Werk gegangen ist, so ganz unbesonnen seyn und sich von dem Ort, wo er sicher war, in eines andern Herrn Herrschaft wagen konnte. Aber wenn ein-

mahl

mahl die Rolle ausgespielt seyn soll, so muß es wunderlich zugehen.

Sie erhalten ehestens wieder fernere Nachricht von mir. Leben Sie indessen wohl!

---

## Zweyhundert und neunzehnter Brief.

Der Professor Müller zu H. an den Pfarrer Müller zu Sommerhayn.

Ich besitze nun meine Ernestine ganz! — O daß Sie doch an meinen Hochzeitsfreuden hätten Antheil nehmen können! Vergnügter ist wohl nie ein Bräutigam als ich war, und zufriedner ist wohl kein neuer Ehemann als ich bin! Ich habe ein Weib, bester Vater! — ein Weib, das man sich nicht besser denken kann. Größers Glük konnte ich aus den Händen des Schiksals nicht erhalten. In jeder Stunde entdekke ich neue Vollkommenheiten an ihr, mit jedem Tage wächset meine Liebe, die doch gleich vom Anfang die stärkste war —. Wie so ganz unentbährlich ist doch für einen Mann die Gesellschaft einer guten weiblichen Sele. Der Umgang mit dem besten und treuesten Busenfreund gewährt nur einen Tropfen aus dem Meere der Seligkeit, in dem man an der Seite

einer

einer liebevollen Gattinn schwimmt. Welche Wonne schenken die wechselseitigen Ergießungen ihrer vereinten Herzen! Alle Freuden werden doppelt genossen und alle Leiden nur halb getragen.

Solch eine gute Sele begleitet denn auch mich auf meinem Lebenspfade, und ich bin ganz glüklich.

Könnte ich doch bey meiner Rükreise, die ich nun bald antreten werde, bey Ihnen einsprechen, um Ihnen, mein liebes Weib vorzustellen! Aber mein Amt ruft mich zurük und macht die Erfüllung dieses Wunsches unmöglich. Bey den ersten Ferien aber bin ich bey Ihnen und suche mein Glük, so vollkommen es ist, dennoch durch den Genuß Ihrer Gesellschaft vollkommner zu machen. —

Aemilien bitte ich zuzureden, daß sie Rosenfels keine abschlägliche Antwort gibt. Ist ein Mensch der zärtlichsten Liebe eines Frauenzimmers werth, so ist er es. Er hat nun genug gelitten, ist genug verwildert! — Sollten die Leiden seines Herzens nicht gemindert werden, so ist gewiß sein Untergang nahe. Sagen Sie dieß Aemilien und daß ich ihre fernern Weigerungen für Eigensinn erklären würde.

Leben Sie wohl, lieber Vater! Meine Frau empfiehlt sich Ihnen mit der kindlichsten Ehrfurcht und ich bin u. s. w.

---

## Zweyhundert und zwanzigster Brief.

Regine Müllerinn zu Sommerhayn an Charlotte Rhodinn zu Sternheim.

Meine Aemilie ist von neuem auf das Krankenlager geworfen und nun zweifle ich sehr an ihrer Wiederherstellung, denn sie ist äußerst schwach. Ihr unruhiges Gemüth hat vermuthlich diesen Rükfall veranlaßt. Sie wünscht sehr nach Ihnen und bittet Sie, ihr Stillschweigen auf ihren lezten Brief ihr nicht übel aufzunehmen, weil sie nicht so viel Kräfte hat, eine Antwort zu schreiben. Sie versichert Ihnen und Ihrem Herrn Bruder ihre ganze Freundschaft, nur bittet sie, in ihren jetzigen Umständen, in Absicht auf den leztern, sie mit dem Begehren einer nähern Erklärung zu verschonen. —

Erwägen Sie ihre Lage und Sie werden ihr Benehmen nicht tadelhaft finden! Ueberreden Sie daher Ihren Herrn Bruder, daß er nicht mehr

in

in sie dringen möge, damit ihre, vermuthlich lezte, Lebenszeit nicht so gar sehr traurig sey. — Ist es Ihnen möglich die Kranke zu besuchen, so werden Sie viel zu ihrer Erleichterung beytragen: denn sie sehnt sich sehr nach Ihnen, und unser ganzes Haus wird sich über Ihre Gegenwart freuen u. s. w.

---

## Zweyhundert und ein und zwanzigster Brief.

### Friederike Hellbig zu Arnswalde an den Hofrath Redlich zu Uttenhof.

Ich eile, Ihnen zu melden, daß mein Schwiegervater zwey Meilen von hier mit dem Pferde gestürzt und, ohne Kennzeichen des Lebens von sich zu geben, in ein nah liegendes Dorf gebracht worden ist. Mein Mann ist sogleich, ohne verlangt zu werden, dahin geritten, um zu seiner Rettung alles beyzutragen, und, wenn seines Vaters Ende erfolgen sollte, sich, wo möglich, vorher mit ihm auszusöhnen. Die Zeit muß es lehren, wie er seine Bemühungen aufnehmen wird. Ich wünsche die Wiederherstellung meines Schwiegervaters von Herzen. Vielleicht ist er

in der künftigen Zeit nicht so hart gegen seinen Sohn. — Sollte er dahin sterben, so würde dieß mir viele Leiden verursachen, theils wegen der, von ihm so wenig zu vermuthenden Bereitschaft zum Tode, theils deswegen, weil es dann gewiß ist, daß mein Mann um sein väterliches Erbtheil kommt, wozu seine Heyrath mit mir doch nur allein die Gelegenheit gegeben hat. Leben Sie wohl, lieber Vater!

## Zweyhundert und zwey und zwanzigster Brief.

Der Pfarrer Müller zu Sommerhayn an den Baron von Lilienthal zu Zedliz.

Ich beklage Sie unendlich über das Unglük, das Sie betreffen mußte. Wohl Ihnen, daß Sie Sich noch fassen können. Freylich thut ein solcher Verlust wehe, zumahl, wenn er dem redlichen Manne durch die unerhörte Boßheit eines Ruchlosen zugefügt wird, wie bey Ihnen wahrscheinlich der Fall ist.

— Es thut mir jezt mehr als jemals leid, daß ich Ihre großmüthigen Erbietungen angenommen habe. Sie haben durch mich eine so beträchtliche Summe verlohren, und müssen nun auch noch die-

sen schweren Verlust über sich ergehen lassen. — Mir geht dieß unendlich nahe. Wüßte ich, daß ich Sie nicht beleidigte, so erböte ich mich gern zur Zurükgabe des mir so großmüthig aufgenöthigten Geldes, denn es liegt bis auf ein weniges noch ganz unangegriffen da. —

Darf ich mich unterstehen, es Ihnen, wenigstens zur Hälfte, zurük anzubieten? Ich würde mich dann der andern Hälfte mit mehrerer Beruhigung bedienen.

Mein wiedergefundner Sohn hält sich noch in Hamburg auf und sollten Sie wohl glauben, bey wem? — bey dem nähmlichen Manne, der mit mir aus der Räuberhöhle gekommen ist. Wunderbahrer Weise hat ihn mein Sohn und zwar zu seinem Glük angetroffen. Denn er wird des Alten Erbe werden.

Mein Sohn, der bisherige Unterofficier, hat das Glük gehabt, seinem Herrn einen besondern Dienst zu leisten und ist deshalb zum Officier ernannt worden. Ich habe also von dieser Seite abermahls Ursache, sehr zufrieden zu seyn. Aber meine Aemilie liegt mir zu sehr am Herzen, als daß ich mich über diese Nachricht außerordentlich freuen könnte. Sie war wieder etwas hergestellt und ist nun von neuem so hart darnieder gestrekt, daß ich ganz an ihrem Aufkommen verzweifeln muß. Könnte ich ihr die Gesundheit mit meinem

Tode

Tode wieder schaffen, so würde ich es thun. Denn sie war immer ein gar gutes Kind und hat noch zur Zeit wenig frohe Tage in der Welt gehabt. —

Das weiß ich ja gar wohl, daß manches schiefe Urtheil über sie gefällt wird und daß ihr Charakter vielen zweydeutig geworden ist, aber was schadet es? — Gute Menschen, die den Zusammenhang der Sache mit Rosenfels wissen, sprechen sie frey. Gerne bekenne ich, daß sie unklug handelte, da sie sich nicht sogleich von dem Jüngling entfernte und in ihrem väterlichen Hause eine Freystadt suchte, wo sie den Folgen einer unglüklichen Bekanntschaft entgehen konnte! —

Aber das war ja nur Schwachheit, nicht Bosheit und nur diese ist strafbar. Sie verließ ja nicht den Weg der Tugend, den in ihrer Lage so manche verlassen haben würden und ihr Fehler war immer nur der, daß sie mit der Schwachheit ihres Nebenmenschen Geduld hatte und sie mit Mitleiden trug. Daß diese Art sich so zu betragen betrübte Folgen haben würde, war nicht voraus zusehen. Sind des Menschen Handlungen an sich vor Gott und der Welt untadelhaft, so können sie zufälliger Folgen wegen nicht verdammt werden.

Aemiliens Abschied würde mich sehr zur Erde niederbeugen. Doch wer weiß, was sie noch für Unglük bey einem fernern Leben zu erwarten hätte,

und wie wohl gethan ist es dann, so weh mir auch bey ihrem Absterben seyn wird, wenn sie der liebe Gott bald zur Ruhe legt. Ich will geduldig erwarten, wie der Ausgang seyn wird. — Leben Sie wohl, lieber Herr Baron, und wenn Sie mich lieb haben, so nehmen Sie meine, Ihnen gemachte Anerbietung an. Sie werden mir eine unendliche Freude dadurch machen.

---

## Zweyhundert und drey und zwanzigster Brief.

Sabine Herrmännin zu G. an Friederike Hellbig zu Arnswalde.

Sie haben mir erlaubt, in irgend einer bedenklichen Lage, in die ich kommen könnte, mich an Sie zu wenden und Rath bey Ihnen zu suchen, und ich bin jezt so frey, von dieser gütigen Erlaubniß Gebrauch zu machen, und Sie in einer Verlegenheit, aus der ich mir nicht zu helfen weiß, um Ihre Meinung zu fragen.

Ich bin hier, wo ich das Glük habe, bey der Oberstinn von Ketteldorn, einer sehr gnädigen Herrschaft, als Kammermädchen in Diensten zu stehen, mit einem Unter-Officier, einem sehr artigen

tigen Menschen, bekannt worden, der mich unabwendbar um meine Liebe gebeten hat. Sie wissen meine Umstände, die aber dem Unter-Officier nicht bekannt sind; ich konnte also sein Verlangen nicht erfüllen und mußte ihm, auf jede seiner Fragen, eine abschlägliche Antwort ertheilen, ohne ihm eine Ursache davon angeben zu dürfen. Im Anfange war mir dieß nicht schwer, nach und nach aber nahm mich die Liebe gegen ihn ein und ich mußte mit großem Muthe kämpfen, daß ich meinem Herzen nicht folgte, das mir rathen wollte, seine Hand anzunehmen, ohne ihm meine Umstände zu entdekken. Es stellte mir immer die wenige Wahrscheinlichkeit vor, daß mein Liebhaber je von meinem Falle Nachricht erhalten würde, suchte mich zu überreden, daß es vielen Männern eben nicht besser ergehe, die sich aber doch, bey der Unwissenheit in der sie sind, sehr wohl befinden, daß dieß der sehr gewöhnliche Lauf der Welt sey, daß ich gleichwohl sehr glüklich leben würde, u. s. w. und mehr als ein Mahl stand ich auf dem Punkte unterzuliegen.

Doch der Gedanke, daß eine Kleinigkeit zur Entdekkung meiner Umstände Gelegenheit geben könnte, drang zulezt immer wieder in meine Sele und stellte mir sogleich die Scene in sehr lebhafter Gestalt vor, wenn ich einst vor einem Manne, der so zärtlich gegen mich gesinnt war, als

eine Betrügerinn äußerst beschämt erscheinen würde — und ich siegte. Nur war ich immer noch in Verlegenheit, wenn ich von ihm, oft äußerst dringend, um die Ursachen meiner Weigerung befragt ward. Endlich kam ein Umstand, den ich für eine Fügung des Schiksals ansah, meinen Liebhaber von mir abzuziehen, und mich aus meiner mißlichen Lage zu retten.

Mein Unter-Officier ward unvermuthet durch einen besondern Zufall Lieutenant. Ich hofte nun ganz gewiß, daß er, bey der Veränderung seines Standes, seine Liebe zu mir für erniedrigend halten und mich verlassen würde und war darüber, bis auf einen heimlichen Schmerz über sein Außenbleiben — denn ich war doch gar zu sehr von ihm eingenommen — ganz ruhig bey dieser Wendung der Sache.

Meine Vermuthung schien ganz einzutreffen, denn ich sah den Menschen in acht Tagen nicht. Unversehens aber kam er in vollkommner Officiers-Uniform zu mir, und drang mehr als jemals in mich, auf der Stelle mich mit ihm zu verbinden, und sein zeitheriges Außenbleiben hatte blos dieß zum Grunde gehabt, daß er nicht eher wieder vor mir erscheinen wollte, als bis er alles, was zum Anzuge eines Officiers gehört, beysammen hätte. —

Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie weh mir jezt um mein Herz war. Meine ganze Liebe gegen diesen Mann loderte nicht allein, wie ein lange in der Asche verborgen glimmendes Feuer, wieder auf, sondern sie ward auch noch durch die Gestalt seiner Person, die in dem jetzigen Anzuge weit reitzender war, und durch die Vorstellung von der Größe seiner Zärtlichkeit gegen mich, die ich daraus, da ihn seine Erhöhung nicht von mir abwendig machen konnte, erkennen mußte, gar sehr vermehrt. Ich kam in einen neuen, mir bisher noch unbekannten Kampf, zwischen einen doppelten Drang meines Herzens. Der eine, — es war nicht anders als ob ich jezt aus zwey verschiednen Personen bestånde — der eine, den ich jezt zum ersten Mahle fühlte, wollte daß ich dem edlen Manne meine Umstånde ohne Zurükhaltung entdekken, der andre, daß ich mit Verschweigung derselben seinen so vortheilhaften Antrag sogleich annehmen sollte. Bald war ich auf der einen, bald auf der andern Seite. Bald öffnete sich mein Mund zu jenem Bekenntnisse und wenn er im Begriffe war sich zu öffnen, so nahm mir die Schaam und die Vorstellung, daß mir diese Aufrichtigkeit sogleich die Liebe eines mir angenehmen Mannes rauben würde, die Worte aus dem Munde weg. Bald wollte ich meine Hand nach ihm strekken und ihm zurufen: ich will die Ihrige seyn, — und

wenn sich die Hand schon ganz zum Ausstrekken gehoben hatte, so rufte eine Stimme in meinem Herzen: willst du eine schwarze Betrügerinn dieses Liebenswürdigen werden? — und sie sank wieder in meinen Schoos zurük. Ich kam dann wieder zum ersten Vorschlag meines Herzens, beschloß ihn auszuführen und führte ihn so wenig aus, wie vorhin und so wenig, wie ich den zweyten in Erfüllung sezte.

So ging es denn in meiner Sele wie auf einem unruhigen Meere, keinen Mittelweg wußte ich jezt gar nicht. — Endlich war ich doch so glüklich, einen Ausweg zu finden, und der war dieser, daß ich mir von dem Officier Bedenkzeit ausbat. Er verstattete sie mir gern, und nun nehme ich meine Zuflucht zu Ihnen und bitte Sie um einen guten Rath. Was soll ich anfangen! Ich weiß es bey der Beunruhigung meines Gemüths nicht, vielleicht können Sie, als eine dritte, nicht interessirte Person mir es sagen. Säumen Sie nicht, geehrteste Frau, mich durch eine baldige Antwort aus dem Labyrinthe, in dem ich herum irre, heraus zu führen! Ach wüßten Sie, was ich leide!

---

Zwey

## Zweyhundert und vier und zwanzigster Brief.

Der Pfarrer Müller zu Sommerhayn an den Amtmann Sturz zu Liebenau.

Ihr Freund darf bey der Entdekkung meiner Herkunft nicht glauben, daß ich oder eins meiner Kinder, bis auf den Sohn, der in Militairdienste getreten und jezt Lieutenant geworden ist, Gebrauch davon machen werde. Es würde dieß sowohl von mir als von meinen Kindern eine unverzeyhliche Schwachheit seyn. Nein, lieber Herr Amtmann, wir bleiben nunmehr bey unserm so lange geführten Nahmen. — Wenn meine Helene, wie ich nicht zweifeln darf, fernerhin bey ihren tugendhaften Gesinnungen bleibt, so ist das mehr ächte Empfehlung für sie, als wenn sie dreymahl geadelt würde. Von dieser Seite also ist gar kein Bedenken wegen ihrer Verheyrathung mit dem Herrn Hofrath, und Sie wissen, daß ich für meine Person, schon lange gewünscht hätte, daß sie sich entschliessen möchte. Allein es ist nicht geschehn und dringen will ich doch um so weniger in sie, je mehr ich sehr gegründete Hoffnung habe, daß sie sich mit der Zeit noch geben wird.

Lassen Sie ihren Freund, wenn er es doch einmahl für der Mühe werth hält, sich Helenens

wegen etwas gefallen zu lassen, noch eine kleine Geduld haben. Ich weiß sie hat große Hochachtung zu ihm, und daß diese zur Liebe werde, bedarf es nur noch, daß die Zeit sie von dem Andenken an Falken heile. Und dieß wird gewiß auch erfolgen. Ich wünschte sehr, daß meine Tochter glüklich würde, um mich über den, mir nahen Verlust meiner Aemilie desto eher fassen zu können. —

Leben Sie wohl, lieber Herr Amtmann! Ich verharre u. s. w.

---

## Zweyhundert und fünf und zwanzigster Brief.

### Helene Müllerinn zu Sommerhayn an Charlotte Rothinn zu Sternheim.

Meine Schwester ist dem Tode sehr nahe, und wünscht sehnlich, Sie noch einmahl vor ihrem Absterben zu sprechen. Ich soll Sie daher recht sehr bitten, der Kranken Wunsch zu erfüllen und zu ihr zu kommen. Thun Sie es, Liebe, Ihr Mann wird Sie nicht abhalten. Empfehlen Sie mich demselben so wie mein ganzes Haus. Die Ihrige.

---

## Zweyhundert und sechs und zwanzigster Brief.

### Der Hofrath von Baumann zu Hohenzell an den Amtmann Sturz zu Liebenau.

Wenn Sie etwa das von vor meinem Namen nicht gleich bemerken sollten, so sehen Sie nun gleich darnach und wissen, daß ich mich künftig von Ihnen nicht anders als: Ew. Hochwohlgeb. Gnaden werde nennen lassen. Denn das bin ich nunmehr, vermöge eines Pergaments, das mein Fürst für Geld und gute Worte für mich hat bemahlen und bekrakeln lassen. Hüten Sie sich also, wenn Sie zu mir kommen, daß Sie mich nicht anders ansehen, als durch ein angelaufenes Glas, das man brauchet, um in die Sonne sehen zu können, damit Sie von dem strahlenden Kreise, der mein Haupt erleuchtet, nicht geblendet werden. — Dieß aber ist im Scherz gesagt, wie sich ohnehin versteht.

Ernstlich und freundschaftlich geredet, muß ich Sie versichern, daß mir diese Erhebung in vielerley Betrachtung nicht angenehm ist. Es kommt ordentlich so heraus, als ob ein Herr seinen Diener nicht besser belohnen könne, als wenn er ihn in den Adelstand erhebe, und folglich ist der fernere Schluß, daß man in den Augen eines sol-

chen

chen Herrn gar nicht geehrt erscheinen kann, wenn man nicht von heißt. Eine Sache, die ich immer für sehr falsch gehalten habe. Und nun muß ich, zu meiner großen Demüthigung, ein Beyspiel abgeben, daß wirklich dieß die herrschende Meinung der Welt sey.

Ich würde ganz unzufrieden seyn, wenn nicht meine Veränderung doch dieß Gute mit sich brächte, daß ich nun, ohne meine Grundsätze zu verläugnen, wieder um die, mir ewig unvergeßliche, Helene nachsuchen kann. Ja Freund ich bin nicht geheilt, werde es auch nie werden. Und nun will ich selbst hin und, wenn es nicht anders ist, mit Ungestüm die Begünstigung meiner Liebe suchen. Sie sollen mich begleiten, lieber Amtmann, und wenn es mir an Beredsamkeit fehlen sollte, für mich reden. Ein Mann wie Sie, der schon so manchen Verbrecher zum Geständniß vermogt hat, ist dazu gewiß vorzüglich geschikt.

Machen Sie Sich also gefaßt, daß Sie mit mir reisen können. Und dieß wird bald geschehn.

Der Unglükliche, von dem ich Ihnen lezthin schrieb, ist nicht gerettet worden! Ich habe ihn noch gesehn und glaube etwas kenntliches in seinen Gesichtszügen gefunden zu haben, allein wegen des Schusses, der durch den Kopf gegangen war, konnte man seine Bildung nicht recht erkennen. Man hat auch nicht die mindeste Nachricht,

wer er und wo er her sey. Auch an Briefschaften hat sich außerdem, was in meine Hände kam, nichts bey ihm gefunden. Ich muß gestehen, ich wünschte Aufklärung in der Sache.

Aber Freund ist es nicht ein elendes Leben, wo es so viel Unglükliche gibt?

---

## Zweyhundert und sieben und zwanzigster Brief.

Leonhardt Flate auf dem Dornbusche an Wilhelm Flate zu M.**.

Das wäre noch meine Sache, daß ich Dich, General-Schurken, wieder zu mir aufnähme und mein Rindchen Brodt, das ich, kümmerlich genug, zu käuen habe, mit Dir, elementischen Schlingel, theilen sollte. Wie kann Dir, nach Deinem Halunkenstreiche, den Du dem Herrn van der Hardt gespielt und durch den Du mich um meine lezte, noch einige Stütze gebracht hast, noch einfallen, bey mir Aufnahme und Unterhalt zu finden? Habe ich nicht an Dir, verpönter Schlaraffe, alles gethan und könntest du nicht da jezt ein Pfarrer, troz einem! seyn, wenn Du nicht so albernes Zeug vorge-

vorgenommen hättest. Möcht nur wissen was Dich für ein Satan geblendet hätte, daß Dir da eingefallen ist, mit dem Mädchen durchzugehen! Möcht nur wissen, wo der Narre hingewollt hätte, um Unterhalt zu finden! Da sitzen die Leute nur so da, die auf dich Kerl passen, um Dir so für die Langeweile einen Dienst auf Deinen verdammten Bukkel zu werfen. Hast gewiß gedacht, Maulaffe, man lebt von der Liebe.

Ueberhaupt muß solchen Bengeln, wie Du einer bist, so Zeug von der Liebe nicht eher etwas einfallen, als bis sie Hütte und Brodt haben. Verstehst du das? Es ist unbegreiflich, wie ein Mensch sein Glük so mit Füssen treten und eines blanken Gesichts wegen so ein Stük Brod verscherzen kann. O Junge ich möchte Dich stampfen und zu Teufelsdrek mörscheln lassen! — Denn dazu wird doch wenigstens Dein vermaledeites Gerippe noch taugen! — Wie gesagt, mir komm nicht zu nahe! Von mir hast Du desto gewisser auch nicht einen kleinen Pfennig zu erwarten, je mehr ich oft selbst gern einen erfechten möchte, wenns anging.

Und auch vor die Augen komm mir nicht wieder. Ich mag Dich Hundsfott nicht mehr sehen. Geh zu welchem Teufel Du willst, nur nicht wo ich bin!

---

# Zweyhundert und acht und zwanzigster Brief.

## Karl Hellbig zu Arnswalde an den Hofrath Redlich zu Uttenhof.

Mein Vater ist dahin! Der Sturz, den er mit dem Pferde gethan hatte, nahm ihm sein Leben. Ich beklage seinen Tod, doch ich bin froh, daß er noch Zeit hatte, sich in die Verfassung zu sezzen, die ihm zum Schritt in die Ewigkeit nöthig war. —

Ich ritt gleich nach erhaltner Nachricht von seinem Unglük hinaus auf das Dorf wo er war hingebracht worden, weil ich es für meine Schuldigkeit hielt, ihm beyzuspringen, und ließ es darauf ankommen, wie er meine Gegenwart aufnehmen würde.

Freylich ging ich mit großem Zweifel an eine gute Aufnahme dahin, aber ich hatte bald Ursache, die schon oft gemachte Bemerkung zu machen, daß der Mensch auf dem Sterbebette ganz anders denke, als er in seinem Leben gedacht hat. — Mein Vater reichte mir, so bald er mich gewahr ward, die Hand und — können Sie es glauben? — bat mich mit größter Rührung um Vergebung. Ich war fast nicht stark genug diese Scene zu ertragen. Eine Menge Thränen benahmen mir die

Sprache und ich fiel ihm schweigend um den Hals. — „Du weißt noch nicht alles, lieber Sohn" sagte er zu mir „wirst Du auch noch so gefällig seyn, wenn ich Dir sage, daß ich mit an dem Anschlage, Deinen Schwiegervater zu ermorden, Antheil hatte?" — Ich stuzte hier, versicherte ihn aber, nach kurzem Stillschweigen, daß ich gleichwohl das ausgesöhnteste Herz für ihn hätte. —

Er erzählte mir nun, daß Heym jenen Bettler, der nach Ihnen schoß (der aber ein Student und, wie ich nunmehr vermuthe, der nähmliche war, den ich als einen Universitäts-Bekannten in jenem Wirthshause als Rekruten bey einem Werber antraf) abgesendet hatte, und daß es darauf angefangen gewesen sey, Sie aus dem Wege zu schaffen. So erfuhr ich denn daß mein Vater, ob er gleich die Art der Ausführung jenes Bubenstüks nicht wußte, dennoch im ganzen Antheil dran hat.

Ich erstaunte freylich über diese Nachricht, suchte aber doch meinen Vater, der die stärksten Kennzeichen einer tiefen Reue zu erkennen gab, aufzurichten, und so sehr ich von ihm gedrükt worden bin, so tief ging mir doch seine Art, sich mit mir auszusöhnen, zu Herzen. Besonders rührend war es mir, da er, kurz vor seinem Absterben, nachdem er meine Hand eine lange Zeit in der seinigen

gehal-

gehalten und sie von Zeit zu Zeit schweigend gedrükt hatte, plözlich auffuhr und mit Heftigkeit sagte: „Gott was hätte ich bald vergessen — das unglükliche Testament ich muß es — muß es gleich ändern. Schik hin — mein Sohn — schik nach den Gerichten.“

Ich hatte noch zur Zeit eben so wenig, als er, an dieß Testament gedacht, und in dem jetzigen Zeitpunkte war ich auch gar nicht gestimmt, dergleichen Ueberlegung zu machen; ich bat ihn daher, diese Gedanken jezt fahren zu lassen, und dieß alles bis auf eine Zeit zu versparen, wo seine Gesundheitsumstände besser wären.

Er blieb aber dabey, und drang mit abgebrochenen Worten so lange in mich, bis ich wegschikte. Hierauf lag er wieder ruhig da, ohne etwas zu sagen und ich bemerkte bald, daß er auf ein Mahl ganz schwach und ihm das Reden noch schwerer ward, als kurz vorher, und unvermuthet hob er seine Hände, drehte sie ungewöhnlich, seufzte tief und — war tod.

Ich kann Ihnen nicht sagen, wie schmerzhaft mir sein unvermuthet erfolgtes Ableben war. Ich hatte in den wenigen Stunden die Gefühle der kindlichen Liebe mit Vergnügen in meinem Herzen ausbrechen lassen — welches ich so lange nicht konnte — und nun fehlte mir so bald der Gegen-

stand derselben wieder. — Ich vergoß die aufrichtigsten Thränen —

Jezt kamen die Gerichte, die mein Vater hatte rufen lassen, aber es war zu spät, und ich muß mir nun gefallen lassen, was mein Vater in seinem Testamente wird verordnet haben. Das sey aber immer, wie es sey! Ich werde doch keine Noth leiden. Der Verlust wird doch dadurch reichlich weg gewogen, daß ich mich noch mit meinem Vater habe aussöhnen können. —

Ich ließ ihn hierauf hierherbringen, wo er gestern begraben worden ist. Den Innhalt des Testaments weiß ich noch nicht, werde ihn aber bald erfahren, und dann gebe ich Ihnen wieder Nachricht.

## Zweyhundert und neun und zwanzigster Brief.

Ernst Rosenfels zu Sternheim an Aemilien Lindenfeld zu Sommerhayn.

Ach wie ist mir zu muthe, Aemilie! — Sie — nahe am Grabe? — Gott welche Leiden liegen auf meiner Sele. Ach laß Sie leben die Liebe! Soll

Soll ein Opfer seyn, hier bin ich! Winke dem Tode, daß er mich abmähe, nur laß Sie leben. —

Also soll ich Sie nicht wieder sehn? Sie sollen eine Beute des Todes seyn? — Nimmermehr gebe ich das zu! Ich falle dem Tode in seine Sichel. —

Ich Unsinniger! was rede ich da! Ich Ohnmächtiger! — Sie den Händen des Todes entreissen? — Ha, wie fühle ich jezt, was der Mensch für ein elendes Geschöpf ist. Ich kann den Streich nicht aufhalten, aber — das kann ich doch — Ihnen in das Grab nacheilen. —

Ha, ja das kann ich — kanns. Und wohl mir noch, daß ich in diesem Auswege einen Trost finde — Aber Gott laß Sie leben! —

Ach Aemilie, beruhigen Sie Sich nur in Ihrer Sele; dann wird es besser. Ich liege hier auf den Knieen flehend zu Gott und suche Sie zu erringen.

Daß ich doch mit meiner Schwester an Ihr Krankenbett fliegen könnte, um selbst zu sehen, wie es mit Ihnen aussieht! — Ich werde aber nah bey Ihnen seyn — Ich kann nichts mehr hinzu thun, die Gedanken wollen sich nicht mehr zusammen reihen.

---

## Zweyhundert und dreyßigster Brief.

Friederike Hellbig zu Arnswalde an Sabine Herrmännin zu G.

Ob ich gleich viele Geschäfte wegen Besorgung der Trauer über den Tod meines Schwlegervaters habe, so laß ich mich doch nicht abhalten, Ihnen schleunig auf Ihren Brief zu antworten. Wissen Sie, daß der Officier, der Sie zum Weibe begehrt, ein Schwager von Ihrem Verführer Lindenfeld, und daß, nach einer vor kurzem gemachten Entdekkung, seine Herkunft adelich ist. Brechen Sie sogleich von aller Bekanntschaft mit ihm ab, denn wenn Sie Ihre Umstände verschweigen und seine Hand annehmen wollten; so würden Sie zuverlässig unglüklich seyn. Bey der Art, dieß ins Werk zu setzen, schlage ich Ihnen zwey Wege vor.

Glauben Sie, daß Ihr Verehrer ein edelgesinnter Mensch sey, so rathe ich Ihnen, ihm Ihre Umstände aufrichtig zu entdekken; zweifeln Sie aber hieran, so geben Sie ihm durch einige Zeilen zu verstehen, daß Sie seine Wünsche nicht erfüllen könnten und treffen Anstalten, ihn nie wieder zu sehen, damit Sie sich keiner neuen Versuchung aussetzen, ihn hintergehen zu wollen.

Ich bedaure Sie, Liebe, daß Sie genöthiget sind, eine so gut anscheinende Partie auszuschlagen; aber ich kann Ihnen doch schlechterdings nicht zur Verschweigung Ihrer Umstände und Annehmung der Hand des Menschen rathen. Sie würden dadurch eine Handlung begehen, die Sie mehr entehrte, als irgend etwas, und die über kurz oder lang, wenn auch Ihr Mann nie etwas entdekte, ein verwundender Stachel in Ihrer Sele werden würde. Folgen Sie mir! Ich meine es gut.

---

## Zweyhundert und ein und dreyßigster Brief.

**Der Jude Semlin zu Haßstadt an den Baron von Lilienthal zu Zedliz.**

Ich bin von dem Herrn von Randau, der sich von Haßstadt weg und in eine entfernte Gegend, wo er unerkannt zu bleiben hoffet, begeben hat, ersucht worden, Ihnen in seinem Nahmen auf Dero gnädige Zuschrift zu antworten. Er läßt Sie recht sehr bitten, es ja nicht für einen Mangel an Zutrauen zu Ihnen anzusehen, daß er seine Umstände nicht genau entdekt hat. Er hat immer den festen Vorsatz gehabt, seinen Zustand

vor jedermann geheim zu halten und seit dem Vorfall mit dem Pfarrer Ludwig ist er mehr darin bestärkt worden, zumahl, da, wie er spricht, ihm niemand helfen kann. Ich hätte es selbst gern gesehen, wenn er sich Ihnen entdeckt hätte, denn man kann doch manches Mahl nicht wissen, ob uns nicht jemand, wenn wir dieß gleich nicht denken, helfen kann. Aber doch wollte ich, weil ich die Folgen nicht ganz übersehen konnte, nicht zu sehr in ihn dringen. Er ist nun wieder in Sicherheit, aber wie es ihm und seiner armen Familie ergehen wird, das weiß Gott. So ganz ohne Vermögen seyn und noch dazu jede Bekanntschaft, die vielleicht noch Mittel zum Unterhalt verschaffen könnte, fliehen müssen; was sind da für traurige Aussichten! Ich werde doch in der Folge so frey seyn, mich an Ew. Gnaden zu wenden, wenns gar zu schlimm mit dem armen Manne werden sollte. Nicht wahr, Sie erlauben es mir?

Der Herr von Randau läßt Ihnen auch nochmals für den Beystand danken, den Sie ihm gegen den Pfarrer Ludwig geleistet haben.

Ich empfehle mich zu Gnaden und bin u. s. w.

---

Zwey-

# Zweyhundert und zwey und dreyßigster Brief.

Der Pfarrer Müller zu Sommerhayn an den Lieutenant Müller zu G.

Ich freue mich über Dein Glük, mein Sohn. Es ist groß und verdient hast Du es nicht. Danke Deinem Schöpfer dafür und laß nie aus Deiner Sele kommen, wie sehr Du Dich in Deinem vorherigen Leben an Gott versündiget hast, damit Du immer in der Demuth bleibst, und Dich nicht durch den Stolz regieren lässest. Eben so wenig laß Dich durch die Nachricht, die ich Dir jezt gebe, zum Hochmuth verleiten. Meine Herkunft hat sich entdekt und ich stamme aus einer adelichen Familie. Kann Dir dieß vielleicht zu Deinem bessern Fortkommen helfen, so darfst Du Dich nun Baron von Lilienthal schreiben, denn das ist mein und Dein eigentlicher Nahme, und ich will Dir, sobald Du es verlangst, die nöthige Legitimation schikken. Auch leg ich Dir etwas an Geld bey, da ich jezt dazu im Stande bin.

Sey übrigens zufrieden, wenn Du auch in Deiner Liebe nicht glüklich bist, und fasse Dich darüber als ein vernünftiger Mann. Männer Deines Standes sollten sich überhaupt, so viel

immer möglich ist, vor Verbindungen mit dem Frauenzimmer hüten. Je glüklicher der Soldat dabey ist, desto fürchterlicher ist alsdenn der Zeitpunkt, wo die Stimme des Berufs ihn von seiner Geliebten weg und in die Gefahren des Todes ruft. Sein Herz, das denn ganz allein seiner Pflicht gewidmet seyn sollte, ist getheilt. Liebe zu der Hinterlaßnen gebiert den Wunsch, sein Leben zu erhalten und selten kann dieser mit strenger Erfüllung der Soldaten-Pflichten bestehn. Reiß Dich los, wenn es auch Deinem Herzen wehe thun sollte. Die Zeit heilt alles, zumahl wenn Entfernung dazu kommt und lezteres kann ja bey Dir bald der Fall seyn, weil Dein Regiment doch auch verlegt werden wird.

Es würde Undank gegen Gott seyn, wenn Du, Deiner unglüklichen Liebe wegen, mit Deinem, sonst so glüklichen, Schiksal nicht zufrieden wärest. Schaffe Dir Bücher an, woraus Du Dein Herz und Deinen Kopf besser ausbilden und Dich in den Kenntnissen Deines Fachs bereichern kannst, ließ fleißig darin und Du wirst sehen, daß Du bald mehr Herrschaft über Deine Neigung erhalten wirst. Insbesondere erwäge wohl, was ich Dir schon gesagt habe; stelle Dir den Zustand recht lebhaft vor in dem Du seyn würdest, wenn Du Deine Geliebte erhieltest und Dich dann Dein Beruf von ihr reissen sollte! — Lebe wohl!

---

## Zweyhundert und drey und dreyßigster Brief.

### Der Amtmann Sturz zu Liebenau an den Hofrath von Baumann zu Hohenzell.

Ich würde Ihnen mit einer langen Rede zu Ihrer Erhebung Glük wünschen, mit vielen Hochwohlgeb. Gnaden um mich werfen, und nicht nur durch ein angelaufenes Glas, sondern durch ein sechsschuhiges Fernrohr nach Ihnen glustern, — wenn ich nicht wüßte, daß Sie der Mann nicht sind, dem mit dergleichen Herrlichkeiten gedient ist. Auch ich achte dergleichen Vorzüge nicht, aber, das muß ich doch bekennen, daß ich sie für wahre Würde halte, wenn sie an den Mann kommen, der sie verdient. Dieß ist hier ganz der Fall, und dieß sey Ihnen statt aller Glükwünsche gesagt.

Ich habe mich herzlich über den Mann betrübt, der in Ihrer Gegend seinem Leben ein Ende machte, ob ich ihn gleich nicht kenne. Wer weiß welche Art von Druk ihm den Entschluß zum Selbstmord eingeflößt hat. Man spricht immer, wer sich hierzu determiniren könne, dem mangle es an Muth; aber ich sollte doch glauben, daß in mehrern Fällen allerdings viel Muth und Entschlossenheit zu Beschließung und Ausführung einer

solchen That gehöre. — In den Aufsätzen, die Sie mir von ihm geschikt haben, ist viel wahres, ob ich gleich nicht überall seiner Meinung bin.

Die Erzählung von dem guten Kinde hat mir Thränen ausgepreßt. Wie rührend ist die Sprache eines solchen Kindes. Sie haben recht, wenn Sie fragen: wird das Kind auch diese Gesinnungen behalten? und daran zu zweifeln scheinen. O es ist kaum glaublich, wie die Denkungsart der Kinder sich ändert! Ich habe das aus der Erfahrung. Mein ältester Junge war als Kind das beste unter allen. So folgsam, so gutmüthig, so voll Liebe gegen seine Aeltern, daß ich mir alles von ihm versprach und jezt wird er der böseste, starrköpfigste und unfreundlichste Bube in meinem ganzen Amtsbezirk. So viel Freude ich vorher über ihn hatte, so viel Kummer macht er mir jezt. Dagegen habe ich andere, die mich und meine Frau in ihren jüngern Jahren mit Eigensinn und Hundsfüttereyen gequält haben und jezt folgsam und gut werden. Da kann oft kein Mensch klug draus werden und es ärgert mich nur, wenn so viel von der Erziehungskunst geschwazt wird. Da soll es allemal an Verabsäumung der Aufsicht, unterlaßner Beobachtung der Erziehungsregeln liegen, da soll blos das Beyspiel schuld seyn, wenns böse Menschen gibt. O ich kenne der Menschen eben so viel, die in ihrer zartesten Jugend viel Anlage

zu Lastern hatten, keine guten Beyspiele sahen und sich doch zu den besten Menschen bildeten, als ich ihrer kenne, die von Jugend auf gut waren und nur durch böses Beyspiel verdorben wurden. Und wie ist es denn unter hundert Vätern einem möglich, die aufgestellten Erziehungsregeln zu beobachten? — Gehört nicht dazu, daß der Vater das Kind von seiner ersten Jugend an bis es erzogen ist, beständig beobachten kann? Wo ist denn der Mann, der das vermag und, wenn er sich wieder auf andere verlassen muß, werden diese die ihnen aufgetragene Beobachtung gehörig besorgen? Und wenn das alles ist, kommen nicht hundert Umstände, daß man von seinen angenommenen Grundsätzen zurükgehen muß. Lassen Sie das Kind z. B. kränklich werden, kann man denn mit ihm so verfahren, als wenn es gesund ist? Wenn man nun gar mit einer ganzen Schaar von Kindern umgeben ist, ja, da hat sichs etwas zu beobachten, wie es die Erziehungskunst von Wort zu Wort auf ein Haar haben will. Aber was schwatze ich Ihnen das Zeug vor, bey Ihnen ist ja noch von solchen Sachen die Rede nicht! —

Ich bin jede Stunde bereit, Sie in das Müllerische Haus zu begleiten. Nur glaube ich, daß es bey der noch fortwährenden Krankheit der Lindenfeldinn nicht wohlgethan seyn würde, dieses Geschäfte anzufangen. Einmal, weil wir gewiß

dem Hause unter diesen Umständen beschwerlich seyn müßten, und dann, weil ich aus sehr guten Gründen glaube, daß Sie mehr ausrichten werden, wenn Sie Helenen noch länger Zeit lassen. Stehn Sie also Ihres eignen Bestens wegen, noch einige Zeit an. Verlassen Sie Sich auf mich, daß ich Ihnen die rechte Zeit melden kann und will. — Sie verzeihen mir doch, daß ich mit dem Herrn Hofrath von Baumann noch so freundschaftlich rede, als vorher mit dem Herrn Hofrath Baumann?

---

## Zweyhundert und vier und dreyßigster Brief.

Der Hofrath Redlich zu Uttenhof an Karl Hellbig zu Arnswalde.

Wie wunderbar ist es, daß der Kammerrath Heym zu gleicher Zeit, da Ihr Vater starb, auch aus der Welt gegangen ist! — Nur aber, allem Anscheine nach, nicht in der Verfassung wie dieser. Er hat sich in seinem Arreste mit Gift, welches er immer bey sich geführet haben soll, hingerichtet und ist — doch ich will die Art seines Begräbnisses nicht erzählen. Sie ist mir ein Schaudervolles Andenken! Ich preise mich glüklich, daß ich nie das geringste zur Rache gegen ihn vorgenommen habe. Andre würden sich vielleicht freuen,

einen gefährlichen Feind los geworden zu seyn, aber ich kann Sie versichern, daß mir das Ende dieses Mannes sehr nahe geht. —

Sie haben Recht, daß Sie Sich über den Verlust Ihres väterlichen Vermögens wegsetzen. Sie hatten sich ja vorher darauf gefaßt gemacht, und ich habe daher auch das gute Zutrauen zu Ihnen, daß Sie Ihre Frau in Zukunft darum nicht weniger schätzen werden, weil sie die eigentliche Ursache davon ist. — Geld an sich macht ja doch nicht glüklich, wenn nicht innerer Friede in dem Besitzer desselben wohnt. Ich kenne mehrere Personen, die Eigenthümer vieler Tausende sind und mit denen ich doch nicht tauschen würde, wenn ich auch in einer schlechten Hütte wohnen und eine harte Kost im Schweiße meines Angesichtes erwerben sollte.

Einer genießt sein Vermögen, keine Bequemlichkeit des Lebens geht ihm ab, er ist gesund und durchlebt seine Tage in immerwährenden Zerstreuungen. Aber er hat eine unglükliche Heyrath getroffen. Sein Weib schweift aus und ist ihm untreu. Er weiß es, will es aber vor der Welt nicht bekannt werden lassen. Klugheit und Herzensgüte arbeiten umsonst an ihr und er sieht sich endlich genöthiget, zu schweigen und zuzudekken. — Was helfen dem Manne seine Tausende, sein prächtiges Schloß, seine lachenden Fluren und Güter?

Der

Der Gram über sein unglükliches Schiksal wühlt wie ein nagender Wurm in seinem Herzen, während daß sein Gesicht Ruhe und Zufriedenheit affectirt. Der Zwang, den er sich anthun muß, vermehrt sein inneres Leiden, das er ganz in sich verschließen muß und nur in wenigen einsamen Stunden schafft ihm der Ausbruch bittrer Thränen eine traurige Linderung.

Ein andrer hat den nämlichen Genuß, den auch ihm der Besitz seiner Glüksgüter verschaft. Er hat auch ein gutes, liebes Weib. Aber ein ungerathener Sohn, auf den er alle Hoffnung gesetzt und an den er alles gewendet hatte, vergiftet durch entehrende Handlungen, wodurch er seinem Vater vor der ganzen Welt Schande machet, sein sonst ungetrübtes Leben. Nichts erfreuet ihn mehr und er wünschte mit dem Verluste aller seiner Güter seines Sohnes Aufführung ungeschehn zu machen.

Ein dritter ist auf das Siechbette gestrekt, kommt nur selten vom Lager auf und alle seine Pracht um ihn her kann ihm keine Stunde erquikkenden Schlaf gewähren. Wenn er auch einmahl umherschleicht, so hat er doch nichts als den Anblik — der Genuß fehlt.

Und wenn ich denn erst gar an jenen gedenke, der großes Vermögen hat und doch, vom stinkenden Geiz besessen, nicht Herr darüber ist, dann wird mir Reichthum erst recht wenig. Das ist

nun doch wohl die elendeste unter allen Kreaturen, die ich mir denken kann. Wenn jene Personen bey ihrem Vermögen unglüklich sind, so gibt ihnen doch vielleicht die Ueberzeugung, ihr Geld gut angewendet und manche Thräne durch ihre Mildthätigkeit abgewischt zu haben, noch manche frohe Stunde und erhebt sie über ihre Leiden. Aber was hat denn nun der, der nur im Anhäufen seiner Schätze seine einzige Freude sucht! Der Thaler zu Ausgaben bestimmen kann, wozu ein andrer nur Pfennige hat und doch, wenn er einen Pfennig hergeben soll, sich mehr sperrt, als dieser, wenn er einen Thaler aufwendet. — Der einen Armen, der ihn auf dem Wege anspricht, die Gabe versagt, weil er kein einzeles Geld, das heißt, keine der geringsten Scheidemünzen bey sich hat. Lieber wollte ich auch noch in meinen alten Tagen trokken Brod mit Holzmachen verdienen, als an eines solchen Mannes Stelle seyn. Reichthum ist ein Geschenk Gottes, aber nicht immer! Es ist auch zuweilen Strafe. Und das ist sie bey dem geitzigen Reichen. Wenn ich einen Thaler habe und bin Herr darüber, so bin ich glüklicher als der, der tausende hat und sich von seinem Geiz die Hände binden läßt, daß er nicht darüber disponiren kann. —

Doch was predige ich da. Ich weiß ja, daß Sie meiner Meinung sind und kann also gewiß glau-

glauben, daß der Verlust Ihres våterlichen Gutes keinen Eindruk auf Sie macht.

Sie haben ja ein Amt, das Ihnen Ihr Brod reichlich gibt, und wer weiß, welche beßre Versorgung Ihnen das Glük noch aufgehoben hat. Seyn Sie ja unverzagt, wenn Ihnen Ihr våterlicher Nachlaß entrissen wird, — und erwarten Sie von mir alle Unterstützung, die in meinen Kråften stehet.

---

## Zweyhundert und fünf und dreyßigster Brief.

Wilhelm Flate zu M.** an Leonhardt Flate auf dem Dornbusche.

Ha! ein schöner Vater, der seinem Kinde solch einen Brief schreibt! Wer hat mich denn so schön erzogen? Doch wohl Sie? — Ja, was ich Böses an mir habe, kommt von Ihrer Erziehung her. Ich habe von meiner Jugend auf von Ihnen nichts Gutes gesehen und gehört, und Sie wollen mir Sittenpredigten halten? Ist denn das etwa so eine gar vortrefliche Handlung, deren Unterlassung Sie gegen mich rügen? Ist es denn vielleicht eine

eine so gar rühmliche That, für einen Edelmann ein Mädchen zu entführen? Ich dächte nicht, daß ein Vater seinen Sohn darüber strafen sollte, wenn er ein Bubenstük weniger ausübt. — Aber so einen lieben Vater habe ich! — Aus mir wäre vielleicht etwas geworden, wenn ich beßre Erziehung genossen hätte! — Aber hören Sie nur! Sie haben mir alle älterliche Unterstützung aufgesagt; und ich sage Ihnen hiermit alle kindliche Li be auf! Jezt geht das Soldatenhandwerk wieder, ich werde abermals ein Soldat werden, sey's bey Rebellen, oder wo es sonst wolle, und dann werde ich alle Gelegenheiten suchen mich an Ihnen zu rächen. Vielleicht habe ich das Glük in Ihre Gegend zu kommen und da will ich auf meiner Seite es an nichts fehlen lassen, um Sie recht zu turbiren. Hören Sie? — Das schreibt der Sohn an seinen Vater, weil der Vater gleichen Innhalts an seinen Sohn schrieb!

## Zweyhundert und sechs und dreyßigster Brief.

Charlotte Rhodinn zu Sommerhayn an Ernst Rosenfels zu Sternheim.

Bis hierher sind Aemiliens Umstände so schlecht, daß ich es durchaus nicht habe wagen dürfen, ihr Deinen Brief zu geben, und allem Anscheine nach, wird sie ihn gar nicht erhalten. Denn sie ist äusserst schwach, daß ich ihr Ende nicht für weit entfernt halte. Sollte ich durch Einhändigung Deines Briefes ihre Gemüthsbewegungen noch mehr aufwiegeln, sie dadurch kränker machen, und, wahrscheinlicher Weise, ihren Tod beschleunigen? — Das wirst Du nicht wollen! — Beruhige Dich, lieber Bruder, bey Dingen, die zu ändern in unsrer Gewalt nicht steht. — Glaube indessen gewiß, daß, wenn es sich wider alle menschliche Vermuthung mit Aemilien zur Besserung anlassen sollte, ich nichts verabsäumen werde, was zu Deiner Zufriedenheit beytragen kann. —

Gib innliegenden Brief meinem Manne.

# Zweyhundert und sieben und dreyßigster Brief.

Der Professor Müller zu J. an den Pfarrer Müller zu Sommerhayn.

Ich bin mit meinem Weibe hier glüklich wieder angekommen, und lebe sehr vergnügt.

Während meiner Abwesenheit ist ein Brief von Helenen an mich eingelaufen, der mir sehr lieb, aber räthselhaft ist. — Geben Sie mir doch Nachricht, was es mit der Entdekkung unsrer Familie ist. Ich kann davon nichts begreifen. Ich würde gern, meiner lieben Schwester Verlangen gemäß, diese Erläuterung selbst bey Ihnen holen, wenn es mir ohne Verantwortung möglich wäre, mein Amt so lange zu verlassen. —

Aemiliens Umstände bedaure ich, und wünsche sowohl ihrer selbst, als meines guten Rosenfels wegen ihre baldige Besserung. Helenens Schiksal ist sonderbar gewesen. Danken Sie ihr in meinem Namen für ihren lieben Brief, und versichern sie, daß ich bey der ersten Muße, ihr eine recht lange Antwort senden würde. Jezt ist es mir unmöglich.

Mein liebes Weib empfiehlt sich Ihnen und dem ganzen Hause und ich bin u. s. w.

---

## Zweyhundert und acht und dreyßigster Brief.

### Der Hofrath von Baumann zu Hohenzell an den Amtmann Sturz zu Liebenau.

Ich billige Ihre Bedenklichkeiten wegen Verschiebung unsrer Reise nach Sommerhayn, und dieß um so eher, da mich eine abermahls erhaltene außerordentliche Arbeit jezt von allem Wegreisen abhält.

Ja lieber Sturz, sind wir nicht im eigentlichen Verstande Lastthiere? Ich arbeite warlich gern, aber wenn es so Schlag auf Schlag mit mühsamen Geschäften geht, daß man kaum frey athmen kann, dann wird das Ding doch ein bischen lästig. Es macht mir wohl viel Ehre, daß mein Herr mir so viel auftragen läßt, weil es ein Zeichen des Vertrauens ist, das er auf mich gesezt hat! aber es ist doch zu viel Gnade, die mir widerfährt.

Und, was das possirlichste bey der Sache ist, ich werde der vielen Arbeiten halber noch beneidet.

Da

Da ist's dem und jenen nicht recht, daß meine Schultern mit Lasten beschwert werden. So hörte ich lezthin, daß einer meiner Collegen, als das Rescript wegen des mir geschehnen neuen Auftrags eröffnet ward, zu einem andern sagte: es scheint außer dem Hofrath Baumann kann niemand etwas recht machen, wobey der andre durch ein bitteres Lächeln und Kopfnikken, daß er gleicher Meinung sey, zu verstehen gab. — Ihr Thoren, laßt euch die Sachen alle geben, mit Vergnügen will ich sie euch abtreten.

Ist das nicht ein Elend, Freund, wenn man für andre arbeiten muß und wird bey seiner sauern Mühe von denjenigen selbst, denen man ruhige Tage schafft, bekrittelt und begakkelt! —

Doch es mag seyn. Die Leute sollen mich nicht aus meiner Ruhe bringen. Wenns nur mit Helenen geht, besitze ich einmahl die, dann will ich mich in mich selbst zurükziehen, wie eine Schnekke und ich will mitten unter einer Menge Leute und doch in der Einödde wohnen.

Ich erwarte also Ihre Nachricht, wenn es Zeit seyn wird. Leben Sie wohl!

---

# Zweyhundert und neun und dreyßigster Brief.

Der Lieutenant Müller zu G. an den Pfarrer Müller zu Sommerhayn.

Ich danke Ihnen für Ihren lieben Brief, Ihre väterlichen Lehren und das mir gemachte Geschenk. Lezteres kam mir recht zu gelegener Zeit, weil ich zu dem bevorstehenden Marsch noch vieles anschaffen mußte. Von der entdekten Herkunft mache ich aber noch zur Zeit keinen Gebrauch, denn ich würde mir dadurch nur mehrern Aufwand zuziehen.

Ja lieber Vater, bald bricht das erste Bataillon von unserm Regimente bey dem ich stehe, von hier auf und wird in verschiednen Divisionen gegen die rebellirenden Bauern ausrükken, ich werde in oder bey Haßstadt zu stehen kommen. Wir erwarten alle Stunden die Ordre zum Aufbruch. So gerne ich meinem Berufe folge, so kann ich doch nicht läugnen, daß es wegen meiner Liebe mit wehmüthigem Herzen geschieht.

Es ist vollkommen wahr, was Sie in Ihrem lezten Schreiben sagen: der Soldat sollte sich durchaus in keine Verbindung mit dem weiblichen Geschlecht einlassen. Auch der gesezteste Muth sinkt bey der Trennung, die man sich immer mit Wahrschein-

scheinlichkeit als ewig denken kann. Aber kann man denn da immer widerstehen? Liebe zum weiblichen Geschlecht prägt uns die Natur ein und wer kann die überwinden.

Ach ich hatte jezt so schöne Hoffnung auf die Gegenliebe meines lieben Mädchens, sie bat sich bey meinem lezten Antrage einige Bedenkzeit aus, und ich glaube gewiß, daß sie meine Wünsche noch erfüllt hätte. Allein während derselben ist sie mit ihrer Gebieterinn auf ein Gut gereiset und ich muß nun vor ihrer Zurükkunft weg von hier. O wie weh mir um mein Herz ist, kann ich Ihnen nicht sagen. Wenn ich sie nur noch ein Mahl sehen und Abschied von ihr nehmen sollte! Dann wollte ich dem Tod vergnügt entgegen gehn! Meine Klagen helfen aber nichts. Ich wollte noch vor unserm Abmarsch auf das Gut der Frau von Ketteldorn reisen, allein es bekommt kein Mann mehr Urlaub, auch nur auf eine Stunde, weil wir in jedem Augenblik marschfertig seyn müssen. Es sey denn! Ich will hingehen.

Gott erhalte Sie! Lassen Sie mich Ihren Segen begleiten und beten Sie für mich.

---

## Zweyhundert und vierzigster Brief.

Der Pfarrer Müller zu Sommerhayn an den Baron von Lilienthal zu Zedliz.

Sie geben mir keine Antwort — ich habe Sie doch nicht beleidigt? — Wissentlich ist das gewiß nicht geschehen. Doch vielleicht sind bey Ihnen jezt die Unruhen so groß, wie sie hier herum sind, und sie werden dadurch abgehalten, an mich zu denken. — Ich wünschte mir jezt sehr, ein Pläzchen zu haben, wo ich vor dem Geräusche der ausbrechenden Unruhen entfernt leben, und meine lezten Tage in Ruhe zubringen könnte. Hier werde ich dieß wahrscheinlicher Weise nicht können, denn der Zusammenlauf der Bauern in meiner Nachbarschaft wird immer größer und es marschiren jezt viele Soldaten hier durch, um die Rebellen zu züchtigen. Erstere machen mir wegen meiner kranken Tochter doppelte Beschwerden, zumahl da ein kranker Feldprediger bey mir zurükgeblieben ist. Ich hoffe zwar, daß er bald wieder hergestellt seyn wird, und habe ihn gern aufgenommen; aber Sie können Sich leicht vorstellen, was ich dabey für Unruhe auszustehen habe.

Wäre es nicht bey mir Gewissenssache, so würde ich jezt eher als in irgend einem Falle mich zur Niederlegung meines Amtes bewegen lassen. —

Mein

Mein Herz aber läßt mich nicht dazu, zumahl da es doch in unserm Lande friedlich und ruhig ist.

Unsere Unterthanen sind ihrem Fürsten ergeben und wissen, daß sie nichts in der Welt berechtigen kann, sich ihrer Obrigkeit zu widersetzen. Es ist auch ganz unbegreiflich, wie vernünftige Menschen sich so verblenden lassen und nicht einsehen können, daß Aufruhr und Empörung ihre ganze Verfassung zerrütten muß. Stoßen sie sich nicht selbst das Messer ins Herz und wüthen sie nicht in ihre eigne Eingeweide? Ihr Herr bleibt doch ihr Herr und so wenig das Kind etwas gewinnen kann, das sich seinen Aeltern widersezt, so wenig wird es je ein Rebelle gegen seinen rechtmäßigen Herrn. Er wird am Ende doch zum Gehorsam gebracht und indessen ist seine und derer, die er verführte, Familie zu Grund gerichtet.

Woher mag es wohl kommen, daß zu jetzigen Zeiten so gar nicht mehr bedacht wird, daß Gottes Wort von den Unterthanen Gehorsam gegen ihren Herrn fodert. Doch wohl von der gar zu großen Aufklärung! — Man erstaunt, wenn man in den Hütten der niedrigsten Leute alle Arten von Büchern antrifft, aus denen sie die schreklichsten Grundsätze saugen, zumahl da sie, was sie lesen, gar nicht verdauen können. Die häufigen Schreibereyen in Religionssachen werden aufgekauft und der Bauer dünkt sich nicht mehr klug,

wenn er nichts davon schwatzen kann. Was ist es Wunder, wenn solche Folgen entstehen. Wenn der gemeine Mann z. B. lieset, diese oder jene Stelle der Bibel sey untergeschoben, oder habe einen andern Sinn im Grundtext, wie leicht kommt er auf die Gedanken, daß es auch mit mehreren, die ihm etwa nicht recht sind, so seyn könne, oder gar am Ende darauf geräth, daß es mit der ganzen Religion eben nicht viel seyn möge? –

Wiewohl es ja auch nicht an Büchern fehlt, woraus er so etwas gerade zu kennen lernen kann. Man mag von Aufklärung des gemeinen Mannes in Sachen, die nicht in sein Fach gehören, sagen, was man will; ich glaube nicht, daß sie gut sey. Wenn ich den Bauer in Ansehung seines Feldbaues und der Einrichtung seiner Oekonomie klüger, den Handwerksmann auf neue Vortheile bey seinen Geschäften aufmerksamer mache. u. s. w. ja das ist recht gut; aber ihn auch zu einem halbgelehrten machen wollen, ist meiner Einsicht nach schädlich. Wenigstens hat mich die Erfahrung in vielen Fällen gelehrt, daß vieles Bücherlesen den gemeinen Mann ruinirt.

Wenn man nun gar die neuen Vorschläge hört, daß die Handwerksleute Physik, Naturgeschichte, Geographie und Historie studiren und neben her auch die Heilkunde lernen sollen, das muß schwindelich

delich machen. Der fleißige Handwerks- und Bauersmann hat wenig Zeit übrig, in solchen Sachen etwas zu thun und wenn er nur diese dazu anwendet, so wird er es warlich nicht weit bringen und seine Bemühungen werden ihn nicht schadlos halten. Wendet er aber mehrere Zeit darauf, so ist er gewiß seinem Untergange nahe.

Ueberhaupt sollten Bücher, die dem gemeinen Mann auf irgend eine Art gefährlich werden können, besonders von der Religion, schlechterdings nicht in seine Hände kommen. Ich bin kein Feind vom Forschen und glaube, daß es auch unsrer Religion keinen Nachtheil bringen kann; allein ich setze voraus, daß nur der forschet, der dazu die gehörigen Wissenschaften hat, und nur der die Zweifel des Forschers erfährt, der Kenntnisse genug besitzt, sie gründlich beurtheilen zu können. Und dieser glükliche Mittelweg zwischen blindem Nachbeten und zügelloser Reformationssucht sollte überall eingeschlagen werden. — Doch wo gerathe ich hin! —

Wenn nur Gott uns bald wieder Ruhe schenkt! Mein Herz blutet mir, wenn ich bedenke, wie einem Landesherrn zu Muthe seyn muß, wenn er sieht, daß seine Unterthanen ihre Pflichten gegen ihn so sehr vergessen können.

Geben Sie mir doch bald Nachricht von Ihrem Befinden, ich sehne mich herzlich darnach. Empfehlen Sie der Frau Gemahlinn mich und mein ganzes Haus.

---

## Zweyhundert und ein und vierzigster Brief.

### Auguste von Lauerstädt zu Friedrichshofen an den Amtmann Ludwig zu Aue.

Ich habe Ihnen bey meiner Abreise versprochen, so bald ich hier angelangt und in meiner Sache etwas vorgenommen seyn würde, Ihnen davon Nachricht zu ertheilen und säume nicht, mein Versprechen zu halten.

Als ich hier ankam, meldete ich mich bey dem General, und ward von ihm sehr gnädig aufgenommen. Er versprach mir, meine Sache so bald als möglich vorzunehmen. Gleichwohl verzog sich ein ganzer Monat, ehe ich wieder etwas hörte, gestern aber ward ich gerufen vor ihm zu erscheinen. Er eröffnete mir sogleich bey meinem Eintritt, daß Hardt alles läugne, was ich gegen ihn

ihn angebracht habe. Als ich auf der Sache bestand und die Wahrheit meiner Erzählung betheuerte, so hieß der General den Edelmann vorführen. Er erschien unter Begleitung einer Wache und war nach geschehenem Vorhalte kühn genug beym Läugnen zu verharren und zu behaupten, daß er mich nie gesehen hätte.

Ganz gelassen zog ich hierauf den, bisher wohl aufgehobenen Brief, den ich bey meinem Eintritt in den Kerker gefunden hatte, hervor, und überreichte ihn dem General. Der General erkannte sogleich seine Hand und redete hart mit ihm, worauf ihm der Muth, ferner zu läugnen, entfiel. Er ward sodann gefragt, wie er sich mit mir abzufinden gedenke, und er bot mir zwey Hundert Thaler, auf die ernstlichen Vorstellungen des Generals aber erklärte er sich endlich zu Tausend. Es ward dieß alles niedergeschrieben und mir die mündliche Versicherung gegeben, daß zu Auszahlung dieser Summe ehestens Anstalt getroffen werden sollte. Wenn aber nun dieses erfolgen und wie es weiter gehen wird, weiß ich nicht, denn der General ist aufgebrochen und weg marschirt. Hardt ist zurükgelassen worden, und weil er durchaus in kein Gefängniß gebracht seyn wollte, so hat er eine starke Wache von der Land-Miliz.

Seine

Seine Sachen stehen nicht gut. Er hat Werbgelder unterschlagen, mit Rekruten auswärts gehandelt und ist überdieß noch wegen der Entführung eines Mädchens angeklagt. Alles Vermögen, was da ist, wird administrirt, und seiner verlohren gegangenen Schwester und seinem sich auf Universitäten befindlichen Bruder, deren Antheile er bisher ohne alle Rechnung im Besitz und Genuß behalten, und davon ein beträchtliches an sich gezogen hatte, sind Vormünder gesezt. Allem Ansehen nach wird sein ganzes Vermögen drauf gehen, und wenn es, wie mir gesagt worden ist, mit seiner Strafe recht leidlich abgehen sollte, so hat er doch keine Hoffnung, je wieder auf freyen Fuß zu kommen.

Ich muß mich nun doch so lange hier aufhalten, bis ich höre, was für Anstalten wegen meiner Befriedigung getroffen worden sind. Sie erhalten dann wieder Nachricht von mir.

---

## Zweyhundert und zwey und vierzigster Brief.

### Sabine Herrmännin zu Lauerthal an Friederike Hellbig zu Arnswalde.

Ich bin auf ein Mahl von dem Lieutenant Müller befreyt, und sehe ihn vielleicht nie wieder. Ehe ich Ihre Antwort erhielt, mußte ich mit meiner Herrschaft schleunig hierher abreisen, und unterdessen hat mein Geliebter mit dem Regimente marschiren müssen und ist jezt weit von hier entfernt. Er hat einen Brief an mich zurük gelassen, worin er auf die zärtlichste Weise von mir Abschied nimmt, und so sehr jammert, daß ich nicht aufhören kann, meine Trennung von ihm zu beweinen. Jezt sehe ich erst, wie lieb ich ihn habe. — Seine Abwesenheit will mir ganz unerträglich werden. — Und doch sollte ich eigentlich froh seyn, daß die Sache sich so gewendet hat! Denn mein Herz sagt mir, daß ich Ihrem Rathe nicht gefolgt und bey der nächsten Zusammenkunft ihm meine Hand mit Verschweigung meiner Umstände gegeben haben würde. Wie trüb hätte dann mein Leben seyn müssen! —

Wenn ich bedenke, wie glüklich ich nun seyn könnte, wenn mir ein Bösewicht meine Unschuld nicht geraubt hätte, so weiß ich meinen Schmerz nicht

zu bekämpfen. O wenn doch alle, die einer Unschuld nachstellen, die traurigen Folgen erwägen wollten, die von der Entehrung eines Mädchens unzertrennbar sind! Sollten sie denn den Genuß einer vorüber rauschenden Wollust wünschen, wenn sie sähen, daß er mit dem Verderben eines unschuldigen Geschöpfs, das Sie zu lieben glauben, verbunden ist? — Noch einmahl, wie glüklich könnte ich jezt seyn, wenn ich nicht in die Hände eines Verführers gefallen wäre!

Ach wie mir der Gedanke so schwer auf meiner Seele liegt! Ich armes Mädchen, das seine Unschuld so lang bewahrte, das nicht aus Wollust und Frechheit, sondern, durch lachende Hoffnung getäuscht, fiel — ich muß diesen Fall so theuer büßen. Hunderte in seidnen Kleidern und wollenen Rökken, führten Jahre lang das frechste Dirnenleben und ihnen ward zulezt doch ein gutes Loos zu Theil. Und mich macht mein Fall auf meine ganze Lebenszeit unglüklich. Gott, wo werde ich Licht finden, deinen Weg zu erkennen und wo Stärke hernehmen, deine Schikkung zu tragen. Ist es denn überall das Loos der Sterblichen, daß Fehler der Schwachheit mehr heimgesucht werden, als Fehler der Bosheit?

Doch was kann mir mein Jammern helfen, es ist nun unabänderliche Bestimmung für mich, wenigstens bis an mein Grab unglüklich zu seyn.

Von der Entdekkung seiner Herkunft hat mir der Lieutenant nichts gesagt, ob ich gleich daher, daß er von seinem Vater vor kurzem Nachricht erhalten hat, gewiß schließe, daß sie ihm bekannt ist. Vermuthlich hat er es gethan, um desto eher in seiner Liebe bey mir glüklich zu seyn, weil er vermuthen mußte, daß der Adel seiner Verbindung mit mir mehrere Hindernisse in den Weg legen würde.

Und dieser Zug seines Charakters hat meine Liebe gegen ihn noch vermehrt.

Ach daß ich beym Mangel der Kräfte, ein so trauriges und unabänderliches Geschik zu ertragen, meinen Schmerzen bald unterliegen möchte! — Das will ich nun doch thun, daß ich dem Lieutenant, so bald ich weiß, wo er ist, meine Umstände schriftlich eröffne. Ich werde dann doch den Trost haben, daß ich in seinen Augen nicht als eine solche Person erscheine, die ihn und seine Liebe nicht zu schätzen weiß? —

Können Sie mir etwas zum Trost sagen, so thun Sie es! —

---

## Zweyhundert und drey und vierzigster Brief.

### Karl Hellbig zu Arnswalde an den Hofrath Redlich zu Uttenhof.

Glauben Sie ja nicht, daß mich das Testament meines Vaters, wenn sich auch bey dessen Eröffnung finden sollte, daß ich ganz von aller Succession ausgeschlossen sey, in Bekümmerniß setzen wird. Gott sey Dank, daß meine Ruhe gründlicher als auf Vermögen gebauet ist. Und Sie thun nicht Unrecht, wenn Sie mir in dieser Sache Ihre Grundsätze zutrauen. Noch weniger dürfen Sie befürchten, daß meine Frau deshalb das geringste zu besorgen hat. Das wäre gar ein feines Herz, das einem Weibe so begegnen könnte! Ist sie denn nicht fast gezwungen worden, meinen Bitten nachzugeben? O ich habe ihren Brief noch sehr wohl aufbewahret, worin sie mir von meiner Liebe abzurathen suchte. Fürchten Sie gar nichts deswegen!

Daß Heym zu eben der Zeit in die Ewigkeit ging, da meines Vaters Leben ein Ende hatte, ist mir auffallend merkwürdig. — Doch bin ich froh, daß mein Vater einen solchen Tod starb — O welche Wohlthat ist es dem Menschen, Zeit und Verstand bey seinem Absterben zu haben! Ich

sage Zeit und Verstand. Denn ich erfuhr schon oft, daß ein schneller Tod und ein sehr langsamer Tod in Rüksicht auf Bereitung zur Ewigkeit keinen Unterschied hatte. Ich sah Leute plözlich dahin sterben, ohne daß sie Zeit hatten, ihr ruchloses Leben zu bereuen, und sah andre Wochen liegen, ehe sie ausrangen, und doch hatten sie vor jenen keinen Vorzug, weil sie der Verstand sogleich verließ, als sie die Krankheit aufs Lager strekte. Sie lagen dann ohne Bewußtseyn und starben auch so. —

Freylich glaube ich, was schon viel gescheitere Leute in dem Fach, als ich, oft gesagt und geschrieben haben, daß es mit einer solchen Buße mißlich sey. Gottes Barmherzigkeit ist groß, das ist wahr, und wir glauben, daß Christus zum Besten aller Menschen ohne Ausnahme gestorben sey. Aber so gnädig auch Gott immer ist, so gern Christus auch die versunkensten Sünder aufnahm, so trifft diese Gnade und Aufnahme doch nur die, die mit vollkommner Sinnesänderung zu ihm kommen. Immer war Christi Begnadigung eines Sünders entweder ausdrüklich oder stillschweigend mit der Warnung verbunden: sündige hinfort nicht mehr!

Und diese wahre, innre Sinnesänderung, ist sie von dem größten Theile der Menschen, die ihr gan-

ganzes Leben in Ruchlosigkeit zubrachten, in dem lezten Augenblikke ihres Lebens zu erwarten?

Wohl in den wenigsten Fällen. Doch aber auch nicht in allen. Es mag hier wohl immer auf alte eingewurzelte Grundsätze ankommen. Wer ehemals rechtschaffen dachte und handelte und nur durch besondere Umstände von der rechten Bahn abgeleitet ward, dem wird es immer eher möglich seyn, auch in der lezten Stunde seines Lebens mit wahrer Erkänntniß seines unglüklichen Zustandes und mit dem ernstlichen Wunsche, alles ungeschehn machen zu können, vor Gott zu erscheinen, als dem, der nie nach guten Grundsätzen handelte.

Es sey alles, wie es sey, mein Vater, denke ich und hoffe ich, war in der Verfassung, die eine schnelle Bekehrung verspricht, und Gott sey Dank, daß er ihm noch ein solches Ende gab. Mußte er auch Schmerzen empfinden, so war doch dieses kurze Leiden nichts gegen den Vortheil, sich zu seinem Ende schikken zu können. — Doch ich breche ab von dieser Sache, deren Andenken mich beugt.

Mir ist jezt sehr leid, lieber Vater! die Unterthanen fangen auch hier an, sehr unruhig zu werden und dann fürchte ich großer Gefahr ausgesezt zu seyn, weil ich die Haupteinnahme des gan-

ganzen Landes habe. Dem rasenden Aufrührer ist in seiner ersten Wuth alles zuzutrauen. Freylich wird er gar bald zur Raison gebracht; aber wer einmal Mißhandlungen erfahren hat, kann doch nicht wieder in den vorigen Stand gesezt werden. Hier hilft nun aber nichts, als Ergebung in alles, was uns beschieden ist. Und die wünsche ich mir jezt, und hoffe sie durch Vernunft und Religion zu erhalten. Aber mein Weib, lieber Vater, werde ich Ihnen doch zuschikken, wenn Sie glauben, daß sie bey Ihnen sicher aufgehoben ist. Wenigstens kann ich doch auf den Fall, wenn ich, wie es gar nicht unwahrscheinlich ist, von den Rebellen sollte fortgeschleppt werden, ruhiger seyn, wenn sie sich bey Ihnen befindet, als wenn ich sie allein zurüklassen müßte.

Schreiben Sie mir darüber nächstens, und wenn Sie es bewilligen, so soll sie gleich abreisen. Leben Sie wohl, lieber Vater!

---

## Zweyhundert und vier und vierzigster Brief.

Der Baron von Lilienthal zu Zedliz an den Pfarrer Müller zu Sommerhayn.

Sie glauben, ich wäre bös auf Sie, weil ich Ihnen lang nicht geschrieben habe? Ursache hätte ich es allerdings über die Aeußerungen in Ihrem vorlezten Briefe, *) und ich bitte Sie, verschonen Sie mich in Zukunft mit Ihrer gar zu grossen Gewissenhaftigkeit. Aber glauben Sie daß meine Gesinnung gegen Sie noch ganz die nähmliche ist. Nur allzuviel Arbeit und öftere Abwesenheit, die der Bau in Dobberlingen fodert, hielten mich vom Schreiben ab.

Daß es sich mit Ihrer Aemilie noch immer nicht bessert, geht mir nahe, zumahl da Sie noch von Fremden Beschwerden haben. Ich wünsche der Kranken baldigste Genesung. Auch Ihrem kranken Feldprediger wünsche ich Gesundheit, damit Sie der Last, die deshalb auf Ihnen liegt, bald mögen überhoben werden. Mich haben bis daher weder Rebellen noch Soldaten inkommodirt und werden es auch nicht thun. Leztere können mich nicht ängstigen, weil sie ja doch auf allen Fall, wenn sie

*) S. den CCXXIIsten Brief.

sie auch hierdurch passiren müßten, nicht als Feinde kämen.

Erstere fürchte ich nicht, weil meine Unterthanen mit mir vollkommen zufrieden sind und auch nicht die geringste Ursache zum Aufruhr haben. Ich fodre nichts von Ihnen, als was ich nach dem strengsten Recht zu fodern habe, drükke sie selbst nicht und lasse sie auch nicht durch andre drükken. Auch hat die Aufklärung der neuesten Zeiten, die ich zwar nicht als die einzige, doch als eine mitwirkende Ursache ansehe, warum die Menschen das Joch der Unterthänigkeit jezt mehr als sonst abzuschütteln suchen, in meinen Dörfern ihr Licht noch nicht leuchten lassen. Ich sage der neuesten Zeiten, denn wahre Aufklärung, wie sie für den gemeinen Mann nöthig und gut ist, habe ich in Religions- und andern Sachen immer befördert. So haben z. B. meine Unterthanen ein neues Gesangbuch, worin die besten alten Lieder unverändert und von den neuen die ausgesuchtesten aufgenommen sind. Sie haben in ihren Kirchen die besten Predigten der neuen Gottesgelehrten, woraus der Schulmeister bey Abwesenheit der Pfarrer liest. Ich habe jedem Dorfe eine kleine ökonomische Büchersammlung geschenkt, die der Schulze in der Verwahrung hat. Bey dem kommen dann in müßigen Stunden die klügsten zusammen, lesen, was eben für sie am anwend-

barsten ist, geben ihr Gutachten darüber, beschliessen, wenn sie etwas finden, das ihnen vortheilhaft scheint, Proben darüber anzustellen und thun denn das auch. Und weiter muß auch, wie Sie ganz recht haben, die Aufklärung dieser Leute nicht gehen. Nur, was sie beurtheilen können, müssen sie lesen und so bald eine Schrift so beschaffen ist, daß der gemeine Mann nicht selbst mit Ueberzeugung entscheiden kann, ob sie Wahrheit enthält, oder nicht, so gehört sie nicht in seine Hände. Er kann ja nichts als ein bloßer Nachbeter werden.

Daß ich beynahe ganz gute Unterthanen habe, danke ich vorzüglich meinen guten Geistlichen. Es sind Männer, in denen mit Wissenschaften der beste Lebenswandel vereinigt ist, und sie reden zu ihren Zuhörern nie anders als mit Liebe. Dadurch gewinnen sie die Herzen und in jeder ihrer Predigten ist die Kirche von einer Menge hiesiger und fremder Unterthanen besezt, wenn andere Gotteshäuser in der Nachbarschaft täglich leerer werden, weil die Leute gar kein Wort in Liebe hören und ihnen durch das beständige Zanken und Schreyen die Besuchung des Gottesdienstes ganz verleidet wird. —

Ich habe mich sehr über das Avancement Ihres zweyten Sohnes gefreut und wünsche Ihnen von Herzen Glük dazu. Uebrigens offerire ich

Ihnen nochmals den Aufenthalt bey mir, wenn Sie aller Unruhen überhoben seyn wollen. Sie werden mir viel Vergnügen machen, wenn Sie mein Anerbieten annehmen.

Meine Frau grüßt herzlich. Leben Sie wohl!

---

## Zweyhundert und fünf und vierzigster Brief.

### Ernst Rosenfels zu Sommerhayn an den Professor Müller zu J.

Sie haben keine Schwester und ich keine Aemilie mehr — Sie ist todt, die Angebetete! Ich selbst sah ihren Körper ins Grab senken. Hören Sie die traurige Erzählung.

Meine Schwester reisete auf ihr Verlangen zu ihr, und, da ich von dieser die Nachricht von ihren sehr mißlichen Umständen erhielt, so machte ich mich auf, um hin zu reisen, und alles zu versuchen, ob ich sie noch ein Mahl sprechen könnte. Ich ritt bis ans Dorf, wartete bis es dunkel ward, sendete sodann das Pferd durch den mitgenommenen Boten zurük und ging zu Fuß herein und ins Wirthshauß.

Bey meinem Eintritt begegnete mir der Wirth in schwarzem Anzuge. Schon dieser Anblik schlug mich völlig nieder, ob ich gleich nichts weniger dachte, als daß ihn die traurige Feyer des Begräbnisses meiner Aemilie veranlaßt hätte. Als aber der Wirth sagte: „Seyn Sie willkommen, und lassen sich indessen die Bedienung meiner Frau gefallen, bis ich zurükkomme, es ist eine Leiche in der Pfarre, die ich nebst andern zu Grab tragen muß“ da verließ mich alles Bewußtseyn. Wankend ergriff ich, um mich zu erhalten, die vor mir stehende Tafel, und sezte mich schweigend auf die Bank nieder. Ich war so betäubt, daß ich nicht einmal weinen konnte. Mein innrer Harm war unaussprechlich, doch machte mich eine nie gefühlte Wuth, die mich plözlich einnahm, stark genug, auf das Pfarrhaus zuzugehen, um das Begräbniß zu beobachten. Nach einem kurzen Aufenthalt sah ich sie denn heraustragen, die Himmlische, und mit stummer Verzweiflung folgte ich ihrem Sarge. Sie ward in die Kirche getragen, wenige Augenblikke, während welcher die Begleiter ein stilles Gebet verrichteten, niedergesezt und dann zu ihrer Ruhestätte gebracht. Ich sah sie einsenken, ohne eine Thräne zu vergießen.

Ganz starr, so wie auch ihr Vater zu seyn schien, ging ich zurük, foderte ein eignes Zimmer und überließ mich ganz meinen Empfindungen.

Mein Schmerz brach nun in zahlenlosen Thränen aus, und ich wußte mich nicht zu fassen. Bald warf ich mich aufs Bette, bald auf die Erde, und meine Betrübniß hatte keine Gränzen. Endlich wie alles im Hause zur Ruhe war, schlich ich mich weg und auf den Gottesakker. Das alte Thor war zu, ich hob aber an den einen Flügel, und er ging mit einem düstern Getöse auf, das neben dem Geschrey einiger rege gemachten Dohlen so recht zum traurigsten Grabeston gestimmt ward. Ich hatte mir das Flek genau gemerkt, wo der Engel seine Hülle hingelegt hatte, eilte hin und warf mich auf ihr Grab. Was ich da empfand, das beschreibt nie ein menschlicher Ausdruk.

Bis am Morgen lag ich hier, ob gleich alles um mich herum Grausen erregte. Der Wind braußte in den Gipfeln der alten Linden, die da herumstanden, schlug von Zeit zu Zeit ihre Aeste zusammen und, indem er in die offenstehenden Thurmlöcher stieß, nöthigte er den Glokken einen dumpfen Ton ab, der wie die Klage eines Menschen in mein Ohr schallte. Die eisernen Kreutze, die hie und da das Schlafen eines Vollendeten bezeichneten, klirrten und der Schimmer des Mondes, der bald durch leichtes, im Fluge eines Vogels dahin eilendes Gewölke die Grabeshügel hell erleuchtete, bald sich hinter dikke Wolken verbarg,

schien alle Gegenstånde in aufgestandne Leichen zu verwandeln. Mir war als wandelte ich im Thale des Todes und als sollte ich meine Aemilie wieder finden und versank in einen Zustand, ohne Bewußtseyn, in dem ich mich recht wohl befand.

Aber der anbrechende Tag raubte mir alle Todesgestalten, an die ich mein Aug geheftet hatte. Wahrheit trat an die Stelle der Einbildung und mein Nahmenloser Schmerz ergriff mich so, wie meine Tåuschung verschwand.

Zitternd ging ich endlich, doch ungern, zurůk und schrieb diesen Brief an Sie. — Leben Sie nun wohl! Ich gehe sogleich, wenn dieser Brief geschlossen ist, um mein baldiges Ende zu suchen, wozu ich jezt Gelegenheit habe, ohne ein Selbstmörder zu werden. — Leben Sie wohl und bedauern mich!

Zwey=

## Zweyhundert und sechs und vierzigster Brief.

Der Oberpriester Salisch zu Friedrichshofen an den Pfarrer Müller zu Sommerhayn.

Ich halte es für meine Schuldigkeit, Ihnen das Ende eines Mannes zu melden und zu beschreiben, dessen Leben auf Ihre Ruhe so vielen und mehrerern Einfluß, als Sie selbst wissen werden, gehabt hat, — das Ende Simons van der Hardt. Sie wissen vermuthlich, daß er vieler Vergehungen wegen zu Arrest gebracht worden ist, werden auch erfahren haben, daß ihn das Regiment bey seinem Abmarsch von hier unter der Verwahrung einer starken Wache von der Land-Miliz zurük ließ, weil zur Untersuchung seiner Vergehungen eine eigne Commission niedergesezt ist.

Vor einigen Wochen überfiel ihn ein hitziges Fieber, und er kam zu einer solchen Raserey, daß er an das Bette angeschlossen werden mußte. Man sah seinen Tod unvermeidlich an, und sein Arzt ersuchte mich, in einer guten Stunde, deren er zuweilen hatte, ihn zu besuchen, um ihn auf die Ewigkeit vorzubereiten, und versprach, mir es zu wissen zu thun, wann er in der gehörigen Verfassung wäre. Ich ließ mich willig dazu finden, und ging sogleich, als mich der Arzt rufen ließ, zu ihm hin. Er war vollkommen bey Verstande,

und ganz ruhig. So bald er mich aber ansichtig ward, brüllte er wie ein Unmensch:

„Wer hat dich, verdammter Pfaffe rufen lassen?“ Ich suchte ihn zu besänftigen, und durch Sanftmuth zu gewinnen, allein er stieß solche Gotteslästerungen aus (von der Beschimpfung meiner Person und unseres Standes sage ich nichts) daß mir und allen Anwesenden bange ward. Da ich sah, daß nichts auszurichten sey, ging ich wieder fort und seufzete, daß ich ohne Erfolg gearbeitet hatte.

In der Nacht darauf ward ich abermahls zu diesem Kranken und zwar auf sein ausdrükliches Verlangen gerufen. Ich stand nicht an, sogleich hinzugehen, in der Hoffnung daß sein Sinn geändert wäre. Ich ward aber gar bald von dem Gegentheile überzeugt. Seine erste Anrede war, als ich in das Zimmer trat:

„Denkest du etwa, Schwarzrok, daß ich dich deswegen hohlen ließ, um mich von dir bekehren zu lassen, damit du und dein Gelichter sich mit mir rühmen könnten? — Nein, daraus wird nichts! Ich wäre zu ein fetter Braten für euch. Ein Mann wie ich, ist nicht so klein, euch zu Bekehrungsgeschichten zu verhelfen. Ich habe dir nur sagen wollen, daß ich über mein geführtes Leben mich recht sehr freue, und daß mich nichts mehr vergnügt, als der Gedanke, euch Schwarz-

rökke recht turbirt zu haben. Keinen habe ich mehr gepeinigt, als deinen Herrn Confrater, den Pfarrer Müller zu Sommerhayn. Er wird noch nicht wissen, wer der Urheber der Begebenheiten seiner Kinder ist, ich mache mir eine Ehre daraus, ihn noch vor seinem Ende darüber belehren zu lassen. Ich bin es gewesen. Der Officier in H. hat auf mein Anstiften seinen jüngsten Sohn von seinem Aberglauben abbringen und den Vater mit seinem neuen Glaubensbekenntnisse peinigen müssen. Der fremde Officier, der seinen zweiten Sohn in Leipzig mit sich nahm, war ein Bedienter von mir, der sich verkleiden, und ihn an ausländische Werber verkaufen mußte, und den dritten habe ich selbst aus Erfurth gelokt und unter einen nach Amerika bestimmten Transport gebracht. Ich habe seine Helene entführt, nur verdrießt mich, daß sie mir wieder aus den Händen gerissen worden ist, habe —

Hier überfiel ihn die Raserey wieder im höchsten Grade, er riß mit Gewalt an den Ketten, um sich ledig zu machen, und schäumte wie ein Hund.

Ich habe mich nachher über mich selbst wundern müssen, daß ich seine Reden so gelassen bis ans Ende anhören konnte und nicht sogleich wieder zurükgegangen bin, weiß auch nicht, wo ich die Fassung hergenommen habe, einen solchen Anblik, wie

wie ich jezt hatte, auszuhalten. Genug aber, ich blieb in Gesellschaft des Arztes da, um abzuwarten, wie es gehen würde, wenn die Raserey wieder nachließe.

Nach einer Zeit von ungefähr einer halben Stunde ward er wieder ruhiger. Er lag einige Zeit ganz stille, dann blikte er wild um sich her, und als er mich gewahr ward, schrie er:

„Ich habe noch nicht alles gesagt, was ich gethan habe, auch ein Kind habe ich einmahl umgebracht, und —“

Hier schlug er in das fürchterlichste Gelächter aus, und versuchte von neuem sich ledig zu machen, hatte auch Stärke genug, den einen Arm loszubringen, und würde sich vielleicht ganz frey gemacht haben, wenn die Wächter nicht über ihn hergefallen wären, und ihn gehalten hätten. Der Arzt nahm mich nun bey der Hand, und sagte mit Thränen in den Augen: „Kommen Sie, wir wollen gehen, wir sind da beyde zu nichts nüzlich, und ich kann dieß fürchterliche Schauspiel nicht länger ansehen.“

Ich folgte gern, und wir gingen beyde nach Haus. Am andern Morgen erhielt ich die Nachricht, daß dieser Mann eine Stunde nach unserm Weggang, unter dem entsezlichsten Fluchen seinen Geist aufgegeben hätte. Ich muß bekennen, daß ich über die Nachricht von dem Tode dieses Menschen

schen erschüttert ward, und mir wird diese Geschichte, so lange ich lebe, ein schauderhaftes Andenken bleiben. Ihnen wird sie noch schreklicher seyn, da Sie den Mann nach seinem vorigen Leben noch besser kennen, als ich. Ich bedauere Sie, daß Sie so viel von einem Unmenschen leiden mußten, und wünsche, daß die Aufklärung, die ich Ihnen gegeben habe, von einigem Nutzen seyn möge.

Ich empfehle mich übrigens Ihrer Freundschaft und bin u. s. w.

---

## Zweyhundert und sieben und vierzigster Brief.

Der Steuerrath Rhode zu Sternheim an Charlotte Rhodinn zu Sommerhayn.

Dein Bruder ist heimlich von hier weggegangen, und niemand weiß wohin. Ich vermuthe ihn in Sommerhayn, und bitte Dich, mir sogleich Nachricht zu geben, ob er dort ist. Ist dieß nicht, so muß ich ihm gleich nachspüren, denn unter seinen Umständen ist dann alles von ihm zu fürchten.

---

# Zweyhundert und acht und vierzigster Brief.

## Alexander Müller zu Zedliz an den Pfarrer Müller zu Sommerhayn.

Ich kann mit Ihnen abermahls nicht anders als schriftlich reden, ob ich gleich die gewisseste Hoffnung zu haben glaubte, dieß nunmehr bald mündlich thun zu können. Meine jetzige Lage ist traurig, wie Sie aus meiner Erzählung hören werden.

Kurz nach Erhaltung Ihres Schreibens reisete ich von Hamburg ab und kam ohne allen Anstoß bis auf den Berg, der zwey Stunden von hier liegt. Der Weg ging da durch ein dunkles Gebüsche und die Nacht brach schon herein. Es kam mir alles so grause vor, daß ich, wider meine sonstige Gewohnheit, jeden Baum für einen Räuber ansah. Ich suchte meine Pistolen und mein Seitengewehr hervor, und machte mich gegen einen Angriff zur Vertheidigung fertig. Kaum war ich mit meinen Defensions-Anstalten zu Stande, als ich an eine sehr dunkle Tannenwand kam, in der ich von ferne ein Wimmern vernahm.

Ich ließ sogleich halten, und ging mit meinen Vertheidigungs-Instrumenten dem Schalle nach. Die Stimme des Winselns leitete mich bald rechts, bald links, endlich aber gelangte ich an einen freyen Platz, wo ich zwey Mannspersonen gebunden und

auf

auf dem Erdboden liegend antraf. Beyden waren die Hände gefesselt und der Mund mit Tüchern verbunden. Sie konnten nur schwer den Laut, den ich von weitem gehört hatte, hervorbringen, aber ich befreyte sie bald. Ich erfuhr nun, daß der eine ein Reisender und der andere sein Bedienter war. Sie waren von Räubern überfallen, von ihnen gebunden und selbst mit Hülfe des Postillons in die dichte Waldung geschleppt worden, und dann war lezterer mit der Chaise und den Räubern davon gefahren. Gern hätte ich der Spur nachgehen wollen, aber die beyden Menschen waren ganz entkräftet. Auch war es nicht rathsam, für mich allein so etwas zu unternehmen, und da der Postillon mit den Räubern einverstanden gewesen seyn mußte, so würde auch meine Bemühung, die Bande einzuholen, von keinem sonderlichen Erfolg gewesen seyn. Ich begnügte mich daher, meine beyden Fremden aus dem Walde herauszuführen, in meine Chaise zu bringen und meinen Weg fortzusetzen.

Da es jezt schon gegen Mitternacht war, so befahl ich meinen Führer in dem nächst kommenden Orte stille zu halten, um da zu übernachten. Wir waren etwas fehl gefahren und kamen unvermuthet bey einem großen Gute an. Ich schikte den Postillon ab und ließ mich erkundigen ob ich mit meinen Begleitern nicht eine Nacht auf=

genommen werden könnte und erhielt sogleich die Erfüllung meiner Bitte. Wir fuhren auf das Schloß und wurden von dem Besitzer des Schlosses insgesammt gut aufgenommen, besprachen uns aber, weil es schon sehr spät war, nicht lange und legten uns in unsern angewiesenen Zimmern zur Ruhe nieder. Doch wurden, nachdem ich den Vorfall mit den Räubern erzählt hatte, sogleich Anstalten getroffen, sie, wo möglich, auszuspüren.

Ich und der befreyte Fremde, die wir beyde nicht wußten wer der Herr dieses Hauses sey, wurden in zwey Zimmer neben einander logirt und sogleich am Morgen eingeladen, mit der Herrschaft zu frühstükken.

Wir folgten der Einladung und stellen Sie Sich nun meine Empfindungen vor, als ich bey meinem Eintritt in das Wohnzimmer mein Weib, mein Dorchen, das ich schon lange als eine Todte betrauert hatte, so ganz unvermuthet vor mir sah! Ich mußte sie unter die Todten zählen, weil ich bey einem Schiffbruch, den wir litten, meinem Wahne nach, dasjenige Boot versinken sah, worein sie sich gerettet hatte und sie hat mich verlohren geschäzt, weil ich bey eben diesem Schiffbruch ins Meer fiel, ob ich gleich gar bald durch Schwimmen mich auf einen Felsen rettete, von da ich jenes Boot, worin ich meine Frau, wiewohl irrig,

vermuthete, untergehen sah. Sie war aber, wie ich, mit mehrern Schiffsleuten gerettet und nachdem von einem holländischen Schiffe nach Amsterdam gebracht worden, so wie ich durch einen Englischen Schiffsherrn nach London kam und von da nach Hamburg ging.

Aber stellen Sie Sich nun auch das, mein ganzes Wesen empörende, Gefühl vor, da der Fremde, den ich Tags vorher im Wald gefunden und befreyet hatte, eher wie ich — denn ich war bey dem Anblik meines Weibes ganz Statüe, — meinem Dorchen um den Hals fallen und sie als sein Weib umarmen wollte!

Ich stand da wie vorm Kopf geschlagen und kam fast auf die Gedanken, daß ich nicht mein Weib, sondern ein anderes, ihr ähnliches, Frauenzimmer sähe. Aber das Entsetzen, mit dem sie vor ihm zurükprallte, und das: ach Gott — er lebt noch, mit dem sie ohnmächtig auf einen Stuhl niedersank, überzeugten mich eben so, daß ich mein Weib vor mir sehe, als daß sie nicht mehr mein sey. Stellen Sie Sich die Scene vor! Sie ist unbeschreiblich. Hier lag mein gutes Dorchen blaß und ohnmächtig, neben ihr stand ich mit gerungenen Händen und der Fremde lief im Zimmer in Verzweiflung hastig auf und ab.

Der Herr des Schlosses und seine Gemahlinn waren außer sich, mogten doch aber wohl den Zusammenhang der Sache ahnden und die erste Gütigkeit, die sie bey dem Auftritt bewiesen, bestand darin, daß diese meine ehemalige Gattinn mit Hülfe eines Kammermädchens in ein Nebenzimmer brachte, jener aber mich am Arm ergriff und auf ein andres Zimmer führte. Mit abgebrochenen Worten erzählte ich dem mir unbekannten Manne das nähere von der Geschichte und er war so betroffen, daß er mir nichts darauf sagen konnte.

Ich bat ihn, mich allein zu lassen, er schien es gern zu thun, vermuthlich weil ihm, wie ich aus seinen Gesichtszügen las, weh ums Herz seyn mogte, da er mir keinen Trost geben konnte. Mich ergriff nun der Nahmenloseste Schmerz. Was für vielerley, sich durchkreuzende, Gefühle in mir durcheinander gingen, das zu beschreiben wäre ein Unternehmen, als wenn man die Tropfen eines Plazregens zählen wollte. Indessen war doch der Entschluß, was ich hier zu thun hätte, geschwinder gefaßt, als wohl jemand glauben sollte. Der letzte Gedanke, den meine Sele auffaßte und festhielt, war: Dorchen ist eines andern Weib und du kannst sie nicht mehr die Deinige nennen wollen. Welch Glük für uns würde nunmehr meine Wiedervereinigung mit ihr seyn! Und mit einer

ner Kraft, die der Mensch nur in solchen Lagen haben kann, beschloß ich, sogleich zu fliehen und weder meine gewesene Gattinn, noch ihren jetzigen Mann je wieder zu sehen. Ich ging oder wankte vielmehr heimlich hinweg und begab mich in den Gasthof, wo mein Postillon sich aufhielt, um sogleich wieder nach Hamburg umzukehren und die Gegenden auf ewig zu verlassen, wo ich vorher und jezt so viel trauriges erfahren mußte. Ehe ich aber meinen Entschluß ausführte, mußte ich Ihnen mein Schiksal melden. Leben Sie nun wohl, ewig wohl!

---

## Zweyhundert und neun und vierzigster Brief.

Der Amtmann Sturz zu Liebenau an den Hofrath von Baumann zu Hohenzell.

Ich war auf dem Weg zu Ihnen, um Sie zu unsrer Reise nach Sommerhayn abzuholen, weil ich die Nachricht erhalten hatte, Aemilie sey wieder besser; allein ein junger Mensch, den ich unterwegs antraf, erzählte mir mit großer Theilnehmung, daß jene Nachricht falsch und Aemilie ge-

gestorben sey, er selbst auch ihr Begräbniß mit angesehen habe.

Unter diesen Umständen bin ich sogleich wieder zurük gereiset, weil meine Gegenwart jezt ohnedieß hier sehr nöthig ist. Sie müssen also noch immer länger Geduld haben!

Ihre Klagen über aufgebürdete Lasten finde ich um so mehr gegründet, je mehr sie auch aus meinem Munde oft quollen. Eselsarbeit und Zeisigsfutter ist ein Sprichwort, das ich als ein kleiner Junge schon von meinem Großvater hörte. Und der hatte doch warlich noch nicht so viel Ursache sich über wenig Besoldung und viel Arbeit mausig zu machen, als wir. Damahls gab's ja nicht den zehnten Theil von Geschäften wie jezt, wo man oft gar nicht begreifen kann, wie sie ausgehekt werden mögen. Und damals kriegte man doch etwas für sein baares Geld. Es thät jezt oft noth, daß man neben seinem Dienst noch Kinder informirte, Geldbeutel strikte, oder auf der Harfe Unterricht gäbe, wenn man als ein ehrlicher Mann leben will. Ich möchte manches Mahl aus der Haut fahren, wenn ich meine Rechnung über Einnahme und Ausgabe führe, da ist überall soll und nirgends: hat gut. Denn denken Sie doch nur, was alles theuer ist! Jeder Maulaffe will mehr als sonst haben und mir sezt doch kein Mensch etwas zu und wenn ich mich unterfangen wollte,

wie mein Schuster und mein Schneider, die ich vermöge meines Bienenschwarms von Kindern täglich vor der Thür zur Aufwartung habe, mit meiner Kosten-Taxe in die Höhe zu steigen, so würde ich für mein Plusmachen garstig genotabenet werden.

Und da giebt's denn heutiges Tags noch so allerhand Sachen, die der Teufel erfunden hat, um die Männer zu quälen. Wenn man auch die beste Frau hat, die es mit ihrem Puz noch recht leidlich macht, so weiß ein ehrlicher Mann doch nicht genug aufzutreiben um den Staat der Frau Liebste in Richtigkeit zu setzen.

Doch, que faire! spricht der Franzos. Ich bin nur froh, daß der Puzdokken-Teufel in meinem Weibe nicht hauset. Ganz leer geht's ja wohl nicht ab, aber doch ist sie darin um ein großes Theil klüger, als viele ihres Gleichen. Wenn ich da so manchen meiner Nachbarn ansehe, so habe ich ein herzliches Mitleiden mit ihm, ob ich schon in seinem Gesichte lese, daß er sich bewogen glaubt, auch mich mit mitleidigen Augen anzublikken. Und allerdings haben wir beyde Ursache dazu. Er bemitleidet mich, weil ich an mir, wie er an sich, weder Modeschnallen, noch Modeuhren, noch Modekleider und was des Zeugs mehr ist, schimmern lasse, nur in einem ehrlichen Tuchfrak einher wade, und obendrein ein Weib am

Arm habe, deren Anzug auch nicht ein Artikel der neuesten Mode abzustudiren ist, und ich bejammre ihn, daß ihm die Natur so wenig reelle Denkungsart verliehen hat, daß er den Werth einer Person in ein Paar Schnallen oder einer Uhr, wohl gar in einen Rokknopf sezt, beklage ihn, daß er seines stolzen Weibes Hang zur Pracht nachgibt und nicht so viel Arithmetik aus der Schule mitgebracht hat, aus ganz kurzen Sätzen zu berechnen, daß seine Schnallen, Uhren, Tabakspfeifen-Köpfe u. s. w. ingleichen seines Weibes — wenn ihr nicht Justinian zur Hülfe kommen kann — Scherpen, Bänder, Federn und dergleichen herrliche Kleinodien sich über kurz oder über lang in Juden- und Christenhänden befinden werden.

Ich bin der Meinung, es wäre sehr gut, wenn überall Kleiderordnungen gegeben würden, nur müsten sie anders als diejenigen seyn, die ich noch bisher gelesen habe. Ich dächte, man sollte allen Frauenzimmern vorschreiben Frakke zu tragen, wie sie jezt zum Theil Mode sind und die Preise der Tücher oder Zeuge müßten die Grade seyn, nach dem jedem Stand sein bescheiden Theil angewiesen würde. Bey Mannspersonen wäre es das beste, wenn jedem Stand, vom größten bis zum geringsten, seine eigene Uniform vorgeschrieben würde. Farbe, Güte des Tuchs, Epaulets u. d. gl. würden den Unterschied der Stände wohl bezeichnen können.

Meinen Sie nicht, daß dadurch viel Gutes würde gestiftet werden? O der verfluchte Staat hat schon manche Familie unglüklich gemacht! Mancher Mann sieht den Ruin voraus, in den er durch die thörigten Foderungen seines Weibes kommen wird, aber er hat nicht Kraft genug der weiblichen Eitelkeit Schranken zu setzen. Die mehresten aber lassen sich ganz ohne Blik auf die Zukunft von der Mode so hinreißen, daß nicht allein das liebe Fräulein nach Herzenslust gepuzt und behängt wird, sondern daß auch das Männlein selbst alle nur mögliche Eitelkeiten mitmacht. Und was ist denn das Ende von all dergleichen Dingen? — Das sagen die Zeitungen und Intelligenzblätter!

Man will gegen Kleiderordnungen einwenden, daß sie dem Handel Eintrag thäten, und gesezt, es wäre so, sollte es nicht besser seyn, wenn ein Paar Kaufleute umsonst speculiren, als wenn eine ganze Schaar Familien zu Grund geht? Wenn die Kaufleute sehn, daß es mit ihrem Kram nicht mehr so recht gehn will, so lassen sie ihre Jungen etwas anders lernen. Wie müssen die Perükkenmacher und Friseurs thun, wenn der größte Haufen so klug wird, seine Haare wedeln zu lassen wie sie die Natur geschaffen hat! Und es ist nicht einmahl ganz wahr, daß die Handlung durch eine gute Kleiderordnung leiden sollte. Der innländische Handel mit Tüchern und Zeugen,

gen, die bey uns verfertiget werden können, würde im Gegentheil gewinnen und die ausländischen Waaren, wenn die keinen Absaz mehr bey uns fänden, wäre das nicht gut? — Ich wenigstens kann die Bursche mit jenen Waaren, sie mögen nun Italiener, Franzosen, Brabanter, Tyroler, Christen oder Juden oder sonst noch mehr heißen, schlechterdings nicht ausstehen und erschrekke allezeit, wenn ich einen auf meine Wohnung zu marschiren sehe.

Lieber Herr Hofrath, vielleicht könnten Sie, wenigstens in einem Distrikte des Erdbodens die verfluchte Pest des Staats wegschaffen. Thun Sie es doch. Das Ding ist jezt gar zu bund. Wenn man in ein fingerlanges Städtchen kommt, so treiben sich die Stutzer herum mit steifen Stiefeln, gepuderten Haaren, bunten Halskrausen u. s. w. daß man denkt ehrwürdige Bürger einer Akademie vor sich zu sehen und wenn man sich erkundigt, wer die jungen Herren sind, so lernt man Schneidersbursche, Schuhknechte, Herren-Diener und dergleichen Ausschuß kennen, die ihre Aeltern, Herrn- oder Meister betrügen und belügen, damit sie nur in dem hergebrachten Glanz erscheinen können. Da sieht man ja gar keinen Unterschied mehr unter den Ständen. Gehn nicht jezt die gemeinsten Mägde, wie ehemals die besten Bürger-Matronen.

Doch ich sehe, daß ich statt einen Brief zu schreiben, eine Predigt gehalten habe. Aber einmahl steht das Zeug da, Sie werden es nun wohl lesen müssen.

Ihr

St.

---

## Zweyhundert und funfzigster Brief.

**Der Professor Müller zu J. an den Pfarrer Müller zu Sommerhayn.**

Der Tod meiner Schwester Aemilie, von dem mich Rosenfels benachrichtiget hat, ist mir unendlich schmerzlich. Sie war eine rechte gute Sele und es ist Schade, daß sie so bald hinwelken mußte. Doch sie hat nicht viel verlohren. Ihr Schiksal war traurig, ihre Ruhe war einmahl dahin und vielleicht ist ihr früher Tod eine Wohlthat Gottes, die wir, wie mehrere, nicht erkennen. Ist nicht in jedem Stande die Zeit der Ruhe die beste? Sehnt sich nicht jedes Geschöpf darnach? Und doch gibt es ja keine Ruhe, wie sie der Grabesschlummer schenkt! Unserer Aemilien ist wohl in ihrem Kämmerlein, sie ist nun über alles erhoben! Menschen-Urtheile und Erden-Schiksale machen ihr keine trübe Stunde mehr. Aber freylich, wir hinterbliebne und besonders Sie guter Vater! leiden desto mehr. —

Wie viel müssen Sie erfahren! Wie tief werden Sie abermals gebeugt seyn! Doch Sie haben auch Kraft genug und diese wird Sie auch in diesem Falle unterstützen. Wer immer gewohnt gewesen ist, über das Grab hinaus zu blikken, findet in allen Leiden bald Trost.

Was wird nun aus Rosenfels werden! Ich fürchte seinetwegen viel. Er hat mir geschrieben, daß er nun seinen Tod suchen und ihn ohne Selbstmord finden würde — vermuthlich will er Militair-Dienste annehmen. Gern träfe ich Anstalt, ihn davon abzuhalten; allein ich weiß nicht wo er sich aufhält. Denn er hat noch in der Nacht, wo Aemilie am Abend vorher begraben ward, aus Sommerhayn an mich geschrieben, und ist dann gleich weggegangen.

Mir ist es lieb, daß ich Ihnen bey Ihrem Leiden doch eine angenehme Nachricht geben kann; mein Bruder, der von Erfurth weg kam, ist jezt wieder hier bey mir. Er ist diese ganze Zeit als Soldat in Amerika gewesen, hat sich, nachdem er bleßirt worden und seinen guten Abschied und Pension erhalten, lange Zeit noch da aufgehalten, nunmehr aber, nicht leer an Geld, von da weg und wieder in sein Vaterland begeben. Er wird Ihnen seine Geschichte selbst erzählen. Die Art, auf die wir zusammen kamen und uns erkannten, war sonderbar.

Ich ging vorige Woche bey einem heitern Tage spatziren und hörte unter dem Thore, daß die Wache einen Fremden examinirte. Eine, bey mir sonst ungewöhnliche Neugierde hielt mich auf,

und ich hörte, daß der Fremde sagte: er sey ein Amerikaner. Er erzählte den um ihn herumtretenden Soldaten seine Schiksale, und nun hieß es: was er für ein Landsmann sey? — „Von Sommerhayn bin ich“ war die Antwort, und des dortigen Pfarrers Sohn, ich bin jezt auf dem Weg zu ihm“

Ueberzeugt, daß ich in diesem Fremden meinen Bruder antraf, ging ich auf ihn zu, und reichte ihm stillschweigend die Hand. Er sah mich lange an, endlich erkannte er mich, der langen Trennung ungeachtet, und wir umarmten uns auf das zärtlichste. Wir bekamen bald viele Zuschauer, die sich um die Ursache unsers Bezeigens erkundigten, und an unsrer Freude lauten Antheil nahmen. Mein Bruder mußte mich nun gleich in mein Haus begleiten und er befindet sich sehr vergnügt und wohl, würde auch sogleich heute an Sie geschrieben und Ihnen seine Schiksale gemeldet haben, wenn er nicht in Angelegenheiten, die seine künftigen Glüksumstände betreffen, und wovon Sie ehestens benachrichtiget werden sollen, verreiset wäre.

Nun sehe ich einem Briefe von Ihnen sehnlich entgegen, da ich zumahl noch bis jezt weiß was es mit der Entdekkung unserer Familie ist. —

Säu-

Säumen Sie nicht, mir bald einige Nachricht zu geben! Die Innlage bitte ich Helenen zuzustellen. *)

## Zweyhundert und ein und funfzigster Brief.

Der Lieutenant Müller zu Haßstadt an Sabinen Hermannin zu S.

Ich habe jezt eine ruhige Stunde und die will ich denn zu einer Unterredung mit Ihnen anwenden. Ach Liebe! ich kann Sie, auch in dem größten Getümmel, in dem ich jezt leben muß, nicht vergessen. — Mein Beruf hat mich hierher geführt, wo ich gegen aufrührische Unterthanen fechten soll. Ich thue das sehr gerne. Für meinen Herrn gegen Rebellen zu streiten ist ja wohl das Ehrenvollste Geschäft, Ehrenvoller, als wenn ich mein Leben wegen der Eroberung eines Landes wagen müßte.

Aber wenn mich nur die unglükliche Liebe zu Ihnen nicht folterte! Ach die schlägt mich sehr mir

*) Sie hat sich nicht gefunden.

nieder. Doch ist sie es auch, die mich gegen alle Gefahren noch gefühlloser macht, als ich es vielleicht außerdem seyn würde. Denn ist es nicht gut, ein Leben zu verliehren, das bey dem Schmerzen einer unerhörten Liebe unerträglich ist?

Morgen, Beste, marschire ich gegen die hier herum rebellirenden Bauern; vielleicht finde ich meinen Tod dabey und wohl mir dann! Komme ich aber auch hier davon, so finde ich vielleicht bald bey Eichenthal mein Ruheplätzchen, denn so bald es hier ein wenig Ruhe ist, werden wir dahin aufbrechen, da ein Geistlicher durch seine Predigten in jener Gegend überall den Geist des Aufruhrs erwekt hat.

Es sey wie es sey, ich schikke Ihnen hier meine Uhr und mein Bildniß. Bleibe ich, so sey es Ihnen ein Andenken von dem, der Sie in seinem Leben so zärtlich liebte! Bringe ich aber mein Leben davon, so sey es ein Pfand meiner unauslöschlichen Liebe gegen Sie. —

Ich werde gerufen, leben Sie wohl!

---

Zwey=

# Zweyhundert und zwey und funfzigster Brief.

## Hanß von Frankenberg zu Grubheim an den Pfarrer Müller zu Sommerhayn.

Endlich bin ich denn hierher gegangen, um mich von meinem ganz nicht zu bessernden Weibe scheiden zu lassen. Ich habe nun alles gethan, mein Gewissen ist frey. Kurz vor meiner Abreise von Frankenberg schrieb ich ihr mein Vorhaben, erbot mich aber zugleich, wenn sie sich ändern und mit mir so leben wollte, wie ich es von einer guten Frau mit Recht zu erwarten hätte, daß ich meinen Vorsaz wieder aufgeben wollte. Allein ich erhielt nicht einmahl eine Antwort von ihr. Und nun ward auch mein Entschluß fest, mich von diesem Ungeheuer loszumachen, es möge auch gehen, wie es wolle. Ich bestellte einen Verwalter auf meinem Gute, um meinem Weibe, der ich ja gar nicht trauen darf, die Direction zu nehmen und reisete hierher; wo ich mich bey meinem Advocaten aufhalten werde, bis mein Prozeß ein Ende hat. Freylich habe ich für jezt wenig Hoffnung, meine unglükliche Verbindung bald ganz aufgelöset zu sehen; indessen bekomme ich doch einstweilen Ruhe.

Es wird in hiesigen Gegenden sehr unruhig, der Geist des Aufruhrs macht alle Köpfe schwindelnd und es hat gar vor kurzem ein, unter das hiesige Consistorium gehöriger Land-Geistlicher aufrührische Predigten gehalten. Bekommen möchte ihm das freylich wohl übel, denn jezt wird gegen die Rebellen Ernst gebraucht, und das mit Recht, denn in solchen Fällen ist Gnade Versündigung. —

So bald ich einen Termin gehabt habe, erhalten Sie ferner Nachricht von mir. Leben Sie recht wohl! u. s. w.

---

Zwey-

## Zweyhundert und drey und funfzigster Brief.

Alexander Müller an den Pfarrer Müller zu Sommerhayn.

Erst nach meiner Abreise von dem Gute, wo ich mein Weib antraf, habe ich erfahren, daß ich zu Zedliz beym Baron von Lilienthal eine Nacht zugebracht habe. Da mir etwas bekannt ist, das diesen Herrn sehr nahe angeht, so kann ich nicht unterlassen, Ihnen davon Nachricht zu geben, damit Sie ihm solches melden können.

Als ich in Hamburg meine Sachen aus meinem Logis zum alten Heinze brachte, hörte ich spät am Abend in einer Kammer im Hintergebäude ein klägliches Jammern. Ich wollte die Thür öffnen, um zu sehen, was da vorging, sie war aber verschlossen. Der Klagende ward lauter, als er jemand haußen vernahm, und ich hielt dieß für ein Zeichen, daß er sich Hülfe wünschte, sprengte ohne Bedenken die ohnehin schlecht verwahrte Thür auf und fand da einen jungen Menschen in einem Bette liegen, der äußerst krank und kraftlos war. Auf meine Frage, was ihm widerfahren sey, erzählte er mir unter Vergießung vieler Thränen, er sey ein Sohn des Baron von Lilien-

lienthals, den er vor seiner Verheyrathung mit einer Weibs-Person, welche Mariane Nagelinn heiße, erzeugt hätte. Sein Vater habe ihn seiner Mutter, bey der er lange gewesen, endlich genommen, einem Pfarrer zur Auferziehung anvertraut und sehr viel gutes an ihm gethan. Vor einiger Zeit aber, da der Pfarrer nicht zu Hause und eben bey seinem Vater gewesen sey, wäre seine Mutter unversehens in das Dorf gekommen und hätte ihn zu sich gelokt. Unter dem Versprechen, daß es ihm bey ihr recht wohl gehen solle, habe sie ihn beredet, das Haus seines Lehrers und Pflegevaters zu verlassen und mit ihr wegzugehen. Gegen Abend sey sie mit ihm auf das Gut seines Vaters nach Dobberlingen gegangen und habe sich am Ende des Dorfs aufgehalten, wo gegen Abend ein Advocat, den er sonst schon bey seiner Mutter gesehen, zu ihr gekommen wäre. Sie hätten viel heimlich zusammen gesprochen und, da es endlich ganz dunkel geworden, sey der Advocat weggegangen, einige Zeit darauf, aber wiedergekommen und habe seine Mutter und ihn abgeholt.

Sie wären, nachdem sie gegen Mitternacht hinter einem Zaun gelegen hätten, durch eine Hinterthür, die der Advocat mit einem eisernen Instrumente aufgemacht habe, in den Schloßhof gegan-

gangen, und hier habe ihn der Advocat durch ein Loch in einen mit Holz und Reißig belegten Schuppen kriechen heißen und da er drin gewesen, Feuer angeschlagen und in einen mitgenommenen Bündel brennenden Schwefel gestekt, welches er in das Reißig hätte stekken müssen. Er habe es nicht thun wollen, allein der Advocat hätte ihm sehr gedroht, so daß er aus Furcht seinen Willen vollbracht habe. Dann hätten sie sich insgesammt wieder zu der Hinterthür hinaus gemacht und wären in einiger Entfernung auf freyem Felde liegen geblieben.

Nicht ganz zwey Stunden darnach sey schon das Feuer ausgebrochen und in kurzer Zeit habe das Schloß in Flammen gestanden. Da nun viele Leute aus der Nachbarschaft zur Hülfe herbeygeeilet wären, habe ihn der Advocat weil er ihm nicht mehr getrauet hätte, an einem Baum fest angebunden und sich denn mit seiner Mutter unter die Leute gemischt, in der Absicht beym Ausräumen mitzunehmen, was sie wegbringen könnten. Allein sie hätten ihren Zwek nicht erreicht, wären leer zurükgekommen und mit ihm unter Fluchen und Zanken davon geeilt. Er hätte während ihrer Abwesenheit sehr gewinselt und Erlösung gesucht, allein kein Mensch sey in diese Gegend gekommen.

Ganz entblößt von allem Gelde, hätten sie ihren Weg fort gemacht und gemeiniglich wäre die Art, ihrem Mangel abzuhelfen die gewesen, daß sie bey einer Stadt oder Dorf zurükgeblieben wären und ihn zum Betteln hinein geschikt hätten. Einige Mahle aber hätten sie auch bey gutmüthigen Leuten auf dem Lande von denen sie aus Mitleiden wären beherberget worden, gestohlen und sich damit geholfen. Er sey bald elend und krank geworden und habe sich sehr wieder nach seinem vorigen Schiksal gesehnt, hättesich aber nichts dürfen merken lassen, denn sowohl seine Mutter als der Advocat hätten ihn bey jeder Gelegenheit mit Schlägen mißhandelt.

Endlich habe er doch einmahl, als er in ein kleines Städtchen zu betteln geschikt worden, den Entschluß gefaßt, sich von seiner Mutter und dem Advokaten zu trennen. Er habe viel zusammen gebracht und dann durch das dem, wo er herein gekommen, gerade entgegen stehende Thor seinen Weg genommen und sey davon geeilt, so viel es ihm die Kränklichkeit seines Körpers gestattet hätte. Allein, der Wege ganz unkündig, müsse er sich verirrt haben. Denn er hätte geglaubt, von seiner Mutter und ihrem Gesellschafter weit entfernt zu seyn, und dennoch wären sie Abends bey einem Dorfe, wo er kaum noch im Stand gewesen sey,

fortzukommen, auf ihn gestoßen und mit ihm, seines Ausreißens wegen, erbärmlich umgegangen. Und so hätte ihn sein voriges Loos wieder getroffen, den Tag über zusammen betteln zu müssen, was zur Zehrung nothwendig gewesen sey. Endlich wären sie nahe bey Hamburg gekommen, wo ein Zufall die Umstände seiner Gesellschaft sehr verbessert hätte. Auf öffentlicher Straße nähmlich hätten sie einen Mantelsak gefunden, sich damit seitwärts weg gemacht, ihn geöffnet und außer verschiednen Kleidungsstükken eine beträchtliche Summe Geldes gefunden. Diese hätten sie in ihre Kleider eingenäht, und jene nebst dem Mantelsak, um nicht verrathen zu werden, in die Erde vergraben. Nun sey es auf Hamburg zugegangen und diese Kammer, wo er liege, wäre ihr Logis gewesen. Nach Verfluß einiger Tage sey er immer kränker geworden und nicht im Stande gewesen, das Lager zu verlassen, ob ihn gleich der Advocat mit Schlägen dazu hätte nöthigen wollen; denn sie müßten Ursachen gehabt haben, von hier wegzueilen. Endlich wären sie gestern Abends fortgegangen und hätten ihn hier eingeschlossen.

Ich versprach dem armen Menschen, mich seiner anzunehmen, und ging sogleich zum Wirth, um ihm die Sache zu erzählen. Dieser sagte, daß die Leute ordentlich bezahlt und von ihm mit Ueber-

gebung des Schlüssels Abschied genommen hätten, er habe von Zurüklassung dieses Menschen nichts gewußt, sey auch seit ihrem Weggang nicht in die Kammer gekommen, war aber dabey gleich bereit, für den Jüngling zu thun, was er könne. Er hat sich auch Mühe gegeben, seine Mutter auszuforschen, aber vergeblich und nachdem er ihn eine Zeitlang auf meine Kosten verpflegt hatte, brachte er es dahin, daß er in ein Spital aufgenommen ward, bey meiner Abreise lebte er noch, war aber sehr krank.

Ich besann mich noch auf einen Baron von Lilienthal und nahm mir damals gleich vor, Ihnen die Sache sogleich zu melden, habe es aber vergessen. Jezt, da mir der Mann unerkannt so viel Höflichkeit erwiesen hat, sehe ich mich hierzu noch mehr verbunden und bitte, ihm davon Nachricht zu geben. Das muß ich noch gedenken, daß, nach des jungen Menschen Erzählung, auch der Bewohner des Hauses in Dobberlingen, wo sich die niederträchtigen Kreaturen aufgehalten haben, an dem Anschlag des Feueranlegens Antheil haben mag.

Leben Sie nun wohl, ewig wohl, lieber Vater! Ich werde nun bald in einem andern Welttheil seyn, um zu versuchen, ob ich den Kummer

über mein Schiksal, das mich ganz zu Boden drükt, dort überwinden kann. Beygehende Assignation belieben Sie als einen Ihnen gebührenden Antheil des von mir erworbnen Heinzlschen Vermögens anzusehen! Morgen gehe ich zu Schiff, Sie können also mir nicht antworten, denn Ihr Brief würde retour gehen. Noch einmahl leben Sie wohl. Meinen Abschiedsgruß an das ganze Haus.

---

Zwey-

# Zweyhundert und vier und funfzigster Brief.

Der Amtmann Sturz zu Liebenau an den Hofrath von Baumann zu Hohenzell.

Was werden Sie denken, wenn ich Ihnen sage, daß Helene versprochen ist? Ja! es ist nicht anders, als so. Es hatte sie ein junger Mann, den ich sehr wohl kenne, schon vor langer Zeit lieb gewonnen und wünschte sie zum Weibe. Er hatte verschiedne Mahle angefragt, aber kein Gehör gefunden. Darüber litt er denn sehr, bis einer seiner guten Freunde ihm unvermuthet half. Ohne Wissen des Leidenden reisete er nach Sommerhayn, warb für seinen Freund und erhielt von Helenen und ihren Aeltern das Jawort. — —

Vermuthlich werden Sie meinen Brief, hier, wo sie das Jawort lasen, weggeworfen haben, werden in der Stube hin und wieder geschossen, vielleicht hinaus aufs Feld und auf allen wüsten Plätzen herum geronnen seyn; aber ich weiß, Sie nehmen ihn nach einiger Zeit doch wieder in die Hand. Eines Theils aus der Ursache, um zu sehen, ob Sie vorhin auch recht gelesen haben; andern Theils um deswillen, daß Sie den Nahmen des glükliחen Sterblichen entdekken, der Helenen seine

Braut nennen darf. Und den will ich Ihnen jezt sagen.

Der Freywerber in Sommerhayn war der Amtmann Sturz und der Freund, für den er warb — der Herr Hofrath von Baumann! Also Triumph und Jubel! Errungen ist das Kleinod und wenn Ihnen auch der Eingang meines Briefes einigen Kummer machte, so, denke ich, soll er nunmehr bald vergessen seyn.

Lassen Sie Sich nun die Geschichte referiren! Ich erfuhr, daß die Nachricht von Aemiliens Tod ungegründet, daß sie noch am Leben und fast ganz wieder hergestellt sey — Ha, dachte ich, wie wärs wenn du hinsegeltest zu der Familie in Sommerhayn und für deinen Freund Baumann, sub spe rati um Helenen handeltest? — Dictum factum. — Ich bestieg mein großbeiniges Roß — so ungelegen es ihm seyn mogte, denn es hatte mich einige Tage lang bey einer vermaledeyten Gränzbeziehung Berg auf und ab schleppen müssen — und kalvaterte nach Sommerhayn.

Der alte Pfarrer glusterte weidlich, als er mich anwackeln sah. Doch war Freude in allen Ekken. Ich ließ mich erst mit einem Gerichte Krebse füttern, die wie Sie wissen, in der Gegend von Sommerhayn ganz vorzüglich gut und groß sind, und

und die ich, ohne Ruhm zu melden, um ein beträchtliches lieber als ein Gericht Erdäpfel zu mir zu nehmen pflege; dann füllte ich meinen Tabakskopf bey einem Glas guten Bieres und brachte das Wort vor, das mich hierher getrieben hatte. Bey dem Alten war alles Ja und Amen, aber Helene machte noch Weitläuftigkeiten. Aber ich hub meinen Spruch an, stellte ihr vor das Himmelreich, in das sie mein Freund einführen würde, brachte sie von der Thorheit, einen Todten — ihren in L. zur Ruhe gebrachten Falken — umsonst zu beweinen, zurük, und so gab sie mir denn endlich ihr Händchen zur Versicherung, sich mit Ihnen wie ein liebes Täubchen paaren zu wollen.

Machen Sie Sich nun auf, um einzuerndten, was ich gesäet habe, und wenn es Ihnen bey der Erndte wohl behagt, so denken Sie auch an Ihren guten Freund.

Sturz.

---

# Zweyhundert und fünf und funfzigster Brief.

## Auguste von Lauerstädt zu Friedrichshofen an den Amtmann Ludwig zu Aue.

Simon van der Hardt ist todt und hat noch unbeschreibliche Schandthaten auf seinem Sterbebette ganz freywillig bekannt. Unter andern hat er gestanden, daß er einst ein Kind umgebracht habe; und das ist gewiß das nähmliche, das ich in meinem Kerker zur Welt brachte. Ich habe darüber schon manche Thräne geweint. — Mündlich sage ich Ihnen darüber mehr; denn die tausend Thaler sind mir ausgezahlt worden, und ich reise Morgen von hier ab, schikke Ihnen aber hiermit zu mehrerer Sicherheit, das Geld auf der Post zu.

## Zweyhundert und sechs und funfzigster Brief.

### Der Professor Müller zu J. an den Steuerrath Roth zu Sternheim.

Sie müssen sehen, wie Sie Rosenfels wieder beyschaffen. Ich habe Briefe *) von Hause erhalten, Aemilie lebt noch, und die Leiche, die er gesehen hat, war ein fremder Feldprediger, der bey meinem Vater vom Regiment zurükgelassen worden und daselbst gestorben ist. Die Sache mit Ihrem Schwager ist mir an sich, so lange wir seinen Aufenthalt nicht wissen, traurig; aber ich kann mich doch des Lachens nicht erwehren, wenn ich dran denke, was er mir vor seinem Weggang schrieb. Er ist in Sommerhayn gewesen, hat den fremden Feldprediger begraben sehn und, weil er der Meinung war, es sey Aemilie, so ist er in der Nacht auf den Gottesakker geschlichen und hat sich mit ihrem Geist bis zu Tags Anbruch unterhalten. War es nicht komisch, daß der Mensch dahin ging, und sich mit Winseln auf eines Mannes Grab legte, **) den er in seinem Leben nicht gesehn hat? —

Suchen

*) Sie haben sich nicht gefunden?

**) S. den CCXLIIIIsten Brief.

Suchen Sie ja ihn aufzufinden, ich zweifle nach meinen Briefen nicht, daß Aemilie sich für ihn erklären wird.

---

## Zweyhundert und sieben und funfzigster Brief.

**Der Jude Semlin zu Haßstadt an den Baron von Lilienthal zu Dobberlingen.**

Ach mein gnädiger Herr Baron! verzeihen Sie, daß ich mich für die arme Familie des Herrn von Randau an Sie wende und bey Ihnen Hülfe suche. Der arme Mann, der sich nach Radenau retirirt hatte, ist daselbst arretirt und durch ein Commando nach Uttenhof gebracht worden. Ich weiß eigentlich nicht, was er verbrochen haben soll, allein es muß doch etwas wichtiges seyn, weil seine Frau fast in Verzweiflung ist. Die armen Leute dauern mich herzlich, aber ich kann ihnen doch nicht helfen. Von allen Menschen verlassen, haben sie mich zu sich rufen lassen und mich gebeten, Ihnen, gnädiger Herr, von ihrem Jammer Nachricht zu ertheilen und Sie zu bitten,

daß Sie Sich ihrer annehmen möchten. Ach thun Sie das doch ja lieber Herr Baron! ich bitte Sie mit Thränen darum. Wenn Sie Sich der Unterdrükten nicht annehmen, so ist keine Hülfe für sie zu hoffen, denn sie sind in ihrer Gegend ganz unbekannt und ganz ohne Freund. Ich bin u. s. w.

---

## Zweyhundert und acht und funfzigster Brief.

### Der Pfarrer Müller zu Sommerhayn an den Baron von Lilienthal zu Zedliz.

Meine Aemilie ist wider alles Erwarten, wieder hergestellt, mein kranker Feldprediger aber ist gestorben. — Können Sie glauben wer er war? — Jener Martini, den ich in Halle bey seiner Desertion unterstüzt habe! Ich habe ihn nicht gekannt, würde ihn auch unerkannt haben begraben lassen, wenn er mir nicht kurz vor seinem Ende die Entdekkung gemacht hätte. Als er sah, daß es mit ihm zu Ende ging, mußte ich mich zu ihm setzen und zu meiner Verwunderung hörte ich folgendes.

„Sie haben mich bis jezt noch nicht erkannt, Herr Pfarrer, und ob ich gleich so bald, als ich bey Ihnen eingetreten bin, wußte, daß Sie mein Wohlthäter gewesen sind, so habe ich mich Ihnen doch bis daher nicht entdekken wollen, und dieß aus keiner andern Absicht, als weil ich befürchtete, Sie möchten dann die große Sorgfalt, die Sie bisher für mich, als einen Fremden, gehabt haben, verdoppeln, wenn Sie erführen, daß ich ein Bekannter von Ihnen sey, und ich möchte Ihnen

dadurch noch größern Aufwand verursachen, den ich doch auf keine Weise zu ersetzen weiß. Jezt aber, da ich sehe, daß es mit mir nicht lange mehr dauern kann, trage ich kein Bedenken, Ihnen alles zu eröffnen. Ich bin jener Martini, den Sie durch ihre Gütigkeit von gezwungenen Soldatendiensten befreyeten. Ist Ihnen daran gelegen meine folgenden Begebenheiten ganz zu wissen, so können Sie solche in diesen Blättern finden, die ich während meines Hierseyns für Sie aufgesetzt habe." (Er gab mir ein Paket Briefschaften.)

Sie können Sich vorstellen, wie sehr ich mich verwunderte. Ich würde mich gefreuet haben, einen so alten Bekannten so unvermuthet wieder zu finden, wenn ich nicht auch sogleich seinen nahen Tod vor Augen gesehen hätte.

Er lebte nicht länger nach dieser Entdekkung als noch sechzehn Stunden, und starb unter den rührendsten Aeußerungen des lebhaftesten Dankes gegen mich. Von seiner Geschichte will ich Ihnen jezt nichts sagen, ich lasse sie abschreiben und schikke sie Ihnen ganz. —

Meine Helene wird nun, denke ich, bald eine Braut seyn. Der Amtmann Sturz ist hier gewesen und hat noch ein Mahl für den Hofrath

von

von Baumann, (er ist vor kurzem seiner Verdienste wegen in den Adelstand erhoben worden,) um sie nachgesucht, und sie hat sich endlich entschlossen, ihm ihre Hand zu geben. Ich glaube, daß er ehestens selbst kommen wird, und wünsche nun, daß die Sache je eher, je lieber zu Stande kommen möchte. Denn zeither habe ich immer befürchten müssen, daß aus dieser Heyrath, die ich doch, besonders weil ich weiß, daß Baumann einen vortrefflichen Charakter hat, und meine Tochter bey ihm gewiß das beste Leben führen wird, gar sehr wünsche, nichts werden möchte.

Es hat sich ein Officier der hier einige Zeit gelegen hat, und von Radebach heißt in Helenen verliebt, und ist ihr auf allen Schritten nachgegangen. Ob nun gleich Helene ihm noch zur Zeit kein Gehör gab, so ist mir doch leid, daß dieß noch in Zukunft geschehen möchte. Der Officier ist jung und schön, und hat die Gabe, daß er jedermann sehr einnehmen kann; wie leicht ist es, daß meine Tochter sich noch hinreißen läßt! Er ist nun zwar wieder von hier abmarschirt, hat aber schon einige Mahle geschrieben, und will nicht von Helenen lassen. —

Nun fängt sie schon an wegen ihres gegebnen Versprechens wankelmüthig zu werden, und, ob

sie gleich behauptet, mir alle Briefe von dem Officier gewiesen zu haben: so glaube ich doch, sie hat einen zurük behalten, worin er ihr etwas gegen Baumann in den Kopf gesezt hat, außerdem könnte sie sich, nach ihrer sonstigen Denkungsart, unmöglich so bezeigen. Doch glaube ich, wann Baumann selbst erscheinen wird, daß sich alles geben soll. Ist es dann ganz richtig, so erhalten Sie von mir eine Einladung, und ich hoffe gewiß, daß Sie kommen und meine Freude durch Ihre mir schäzbare Gegenwart erhöhen werden.

Denken Sie Herr Baron! mein lezter Sohn, Oßwald ist auch wiedergekommen. Er ist bey seinem Bruder dem Professor. Wenn ich seine Schiksale erfahren habe, will ich Ihnen Nachricht davon geben. —

Aber werde ich meinen Soldaten wieder sehen? Er dient gegen die Rebellen und ich freue mich darüber, aber, wenn er bleiben sollte? — Schmerzen würde mich der Verlust sehr, wenn ich aber bedenke, daß einmahl doch sein Lebenswandel unauslöschliche Flekken hat, wegen welcher er über kurz oder lang noch viel leiden könnte — denn was bleibt verschwiegen! — so muß mir die Nachricht, daß er auf eine Ruhmvolle Art gestorben ist, angenehm seyn. —

Ich freue mich übrigens, daß Sie in der gewünschtesten Ruhe leben und wünsche eine beständige Fortdauer. — Ganz der Ihrige

M.

N. S.

Ich lege Ihnen hier einen Brief bey, *) der Ihnen Hardts Bosheiten in vollkommenem Lichte zeigen wird.

*) Es war der CCLste.

## Zweyhundert und neun und funfzigster Brief.

Sabine Herrmänninn zu Lauerthal an Friederike Hellbig zu Arnswalde.

Wie muß doch alles in der Welt wunderlich zugehen! Ich glaubte von meinem Freund, den ich noch immer über alles liebe, den Lieutenant Müller durch eine große Strekke Wegs getrennt zu seyn, und kam gleichwohl bald in die Gegend, wohin ihn seine Pflicht gerufen hatte. Meine Herrschaft reisete plözlich hierher zu einem ihrer Verwandten und hier erfuhr ich sogleich, daß das Bataillon, bey dem Müller steht, in und bey Haßstadt liegt, um gegen die rebellirenden Unterthanen gebraucht zu werden.

Haßstadt ist nur einige Stunden von hier entfernt, und wenn ich Ihnen gesagt habe, daß mein Herz noch immer an dem edlen Mann hängt und ich noch immer, meine Vernunft mag auch sagen, was sie will, wünsche, mit ihm verbunden zu seyn, so können Sie sich die Freude vorstehen, die mich beselte, als ich vernahm, daß er so nahe bey mir sey. Meine Phantasie reihete gleich eine Menge Möglichkeiten an einander, durch die ich ihn bald sprechen könnte; aber wie weh

ward es mir ums Herz, da bald am andern Tag nach unsrer Ankunft die Nachricht hier einlief, daß bey einer zwischen den Rebellen und dem Militare vorgefallenen Affaire verschiedne Officiers geblieben wären. Ich glaubte zuversichtlich, daß darunter auch mein Geliebter wäre und war untröstlich.

Leider! habe ich auch allen Grund zu vermuthen, daß meine Vorstellung wahr gewesen ist, denn heute marschirte das Bataillon hier vorbey, allein mein forschendes Aug sah den guten Müller nicht mehr, wie sonst, vor seiner Rotte hergehen.

Ach wie bin ich niedergesunken, ich bin untröstlicher, wie vorher, leide unaussprechlich. Wenn ich doch nur Gewißheit hätte, wenn sie auch noch so fürchterlich wäre! Lieber will ich ganz elend seyn, als in einem Zustand leben, wo Furcht und Hoffnung mit einander abwechseln und bey jedem Kampf immer jene die Oberhand behält! — Ha, ich will einen Boten nach Haßstadt schikken, der mir gewisse Nachricht bringen soll. — Ach wie unglüklich bin ich, und wie unglüklich werde ich seyn, Müller mag noch leben oder schon im Grabe ruhen. Haben Sie Mitleiden mit mir, geehrteste Frau!

Hier in Lauerthal lebt man sonst sehr ruhig. Die Unterthanen lieben ihren Herrn und es fällt keinem der verruchte Gedanke von Aufruhr ein. Ist es nicht abscheulich, wie es auf den andern Gütern zugehet? Die Herren müssen vor ihren Bauern fliehen, die, die Aemter auf sich haben, werden gemißhandelt, die Sachen ruinirt und nichts ist vor der rasenden Wuth sicher.

Sollte den Leuten von den Gutsherren hier und da zuviel geschehen seyn, hätten sie nicht andre Mittel ergreifen sollen, ihre Rechte zu suchen, ohne eine Selbsthülfe zu erwählen, die ihnen, zumahl wenn sie Christen seyn wollen, gar nicht zustehet, und durch die sie am Ende ihren eigentlichen Zwek so wenig erreichen, daß sie ihnen vielmehr über kurz oder lang die härteste Strafe zuzieht. Sehn denn die Thoren nicht ein, wie ohnmächtig sie sind, das, was sie angefangen haben, durchzusetzen?

Und dieser Ungeheuer wegen müssen doch manche brave Soldaten ihr Leben verliehren. Blieben sie im Krieg gegen den Feind des Vaterlandes, so stürben sie doch in ihrem wahren Berufe. Ist Müller wirklich todt, so hat er auch von einer verfluchten Rebellenhand sein edles Leben verliehren müssen. Weh über euch ihr Aufrührer!

N. S.

N. S. Eben da ich diese Zuschrift geendigt hatte, erhalte ich von dem guten, lieben Manne einen Brief, der mir von G. aus geschikt worden ist und meine Leiden sehr vermehrt. Er sendet mir seine Uhr und sein Bildniß zum Andenken und gibt mir Nachricht, daß er mit nach Eichenthal commandirt sey, wohin ich das Bataillon hier habe vorbey marschiren sehen. Und dadurch erhalte ich nur noch mehr Gewißheit, daß er nicht unter den Lebendigen ist, denn er war ja nicht bey dem Bataillon. —

Ach wie wird es mir gehen!

---

## Zweyhundert und sechzigster Brief.

Friederike Hellbig zu Arnswalde an den Hofrath Redlich zu Uttenhof.

Meines Mannes Furcht ist leider! sehr gegründet gewesen. Er ist schon in den Händen der Rebellen und ich weiß mir weder zu rathen noch zu helfen.

Gestern Abends drang ein Trupp der kühnsten Bösewichter in die Stadt ein, und der erste Gang, den sie thaten, ging gerade auf unser Haus zu. Ein Mensch, der die ganze Beschaffenheit dieses Hauses vollkommen kennen mußte, führte sie an. Sie verlangten sogleich von meinem Manne, daß er alles vorräthige Geld herschaffen sollte und, als er sie versicherte, daß er jezt keins hätte, und der Mensch, der bey ihnen war, alle Winkel des Hauses durchsucht und nichts gefunden hatte, schleppten sie ihn dennoch mit sich davon. Was mein Herz gelitten hat, als sich diese wilden Leute meines Gatten bemächtigten, kann ich Ihnen nicht sagen. Ich zitterte vor den Mißhandlungen, womit sie ihn bedrohten, die aber durch einige unter ihnen, die den Ton angeben mogten, zu meinem Glük noch verhindert wurden.

Indes-

Indessen weiß ich doch nun nicht, wie es meinem armen Manne ergehen wird. Wird er immer Fürsprecher unter diesem wilden Volke finden, die ihn gegen Mißhandlungen schützen? Zwar hat er viel Liebe, aber gibt es einen Menschen, der nicht wenigstens einige Feinde hat? Und wie leicht ist es bey solchen Umständen geschehen, daß auch die anders denkenden hingerissen werden!

Ich weiß mich nicht zu fassen; kommen Sie mir zu Hülfe.

N. S. Eben als ich diesen Brief zusiegeln wollte, kamen zwey Abgeordnete von dem Trupp und offerirten mir, meinen Mann sogleich unversehrt wieder zur Stelle zu bringen, wenn ich ihnen seine Kasse übergeben wollte. Wüßte ich, wohin er sie verborgen hat, ich hätte sie gleich hingegeben, um meinen Karl zu retten; aber darin ist er sehr geheim gegen mich gewesen. Und so mußte ich die Leute wieder gehen lassen und bin nun durch die Drohungen, womit sie mich verließen, noch in größerer Angst.

Kein

Kein Mensch in der Stadt nimmt sich meiner Sache an, die Vornehmen haben sich retirirt und die übrigen thun nicht, als wenn sie etwas davon wüßten. — Ach mein Vater, eilen Sie zu mir.

Ende des dritten Theils.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Müller, Johann Ernst Justus

Der Pfarrer Müller und seine Kinder eine Vaterländische Familiengeschichte

Bd.: 3

Frankfurt ; Leipzig (1793)

P.o.germ. 958 gzl-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10115115-1
VD18 90380231